Eug. Greven.
Diss. Würzburg
1909.

38455

DIE NATURSCHILDERUNG IN DEN DICHTERWERKEN VON NIKOLAUS LENAU.

INAUGURAL-DISSERTATION
verfaßt und der
HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
der
KGL. BAYER. JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT WÜRZBURG
ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
vorgelegt
am 25. November 1908
von

EUGEN GREVEN
aus
AMSTERDAM.

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Straßburg i. E. und Leipzig
VERLAG VON JOSEF SINGER
Hofbuchhandlung
1909.

Diss. Würzburg 1909

Referenten:

Professor Dr. H. Roetteken,
Professor Dr. O. Brenner.

Meinem verstorbenen hochherzigen Pflegevater

Herrn A. W. Beckeringh

in teuerstem Gedenken gewidmet.

Nachdruck verboten.

M. DuMont Schauberg, Straßburg. —4673/9

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Abschnitt:

Das Wahrnehmungsbild 9

II. Abschnitt:

Die Beseelung in der Natur 33

III. Abschnitt:

Die reine Naturstimmung 54

IV. Abschnitt:

Die Naturdarstellung mit individueller Verwertung 73

V. Abschnitt:

Die Verwertung der Natur für die Darstellung bestimmter Gestalten 87

VI. Abschnitt:

Die Natur und Lenau's Poesie 108

Anmerkung.

Das Thema zu der vorliegenden Arbeit verdanke ich Herrn Professor Roetteken. Ich möchte ihm dafür, wie auch für die kritische Förderung, die ich bei der Ausarbeitung von ihm erfahren habe, auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank sagen.

I. Abschnitt.

Das Wahrnehmungsbild.

Die Natur steht zunächst vor uns als ein einfaches Bild, das von unseren Sinnesorganen aufgenommen wird. Immer ist das, was uns das Wahrnehmungsbild der Natur bietet, nur eine Auswahl aus der Menge der Eindrücke, die die Naturobjekte uns erregen könnten. Der Dichter muß für seine Naturschilderungen noch eine zweite Auswahl treffen; es ist ihm gar nicht möglich, alles was er bemerkt in seinen Versen wiederzugeben, sondern er muß sich darauf beschränken, einzelne Züge hervorzuheben. Wie viele es sind und welche es sind und mit welchem Maße von Genauigkeit und mit welchen Mitteln sie bezeichnet werden, das sind wohl die ersten Fragen, die wir aufzuwerfen haben, wenn wir die Naturschilderung eines Dichters untersuchen wollen. Er legt ferner seine dichterische Phantasie bei dem Empfangen solcher Eindrücke sofort in die Wiedergabe der Bilder mit hinein. Freilich tun das nicht alle Dichter in gleichem Maße: bei dem einen kommt die direkte Anschauung, möglichst scharf von der Natur abgesehen, viel mehr zur Geltung, als das bei einem anderen der Fall ist.

Annette v. Droste-Hülshoff z. B. gibt ihre Eindrücke von Naturdingen oft nur als klar gezeichnete Bilder wieder; in den Dichtungen Lenaus spielt eine solche Wiedergabe nur eine verhältnismäßig geringe Rolle, die direkte Anschauung wird durch die stark hervortretende, immer wiederkehrende Beseelung der Dinge sehr wesentlich in den Hintergrund gedrängt. In dem Gedichte „Mondesaufgang“ z. B. zeigt uns Annette v. Droste-Hülshoff den Mond aus der direkten Anschauung, indem sie sagt wie das Mondlicht auf dem See ruht und, genau wie es in der Natur vor sich geht, im Gedichte den Mond emporsteigen läßt:

Da auf die Wellen sank ein Silberflor,
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor —

alles äußerst anschaulich wie es sich in der Natur direkt abspielt, geschildert. Lenau schildert dagegen einen solchen Vorgang mit vielmehr hinzugefügter Phantasie, so daß die direkte Anschauung in den Hintergrund tritt; z. B. im fünften Schilflied sagt er:

Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Sehen wir nun, wie der Dichter das Wahrnehmungsbild der Natur wiedergibt und beginnen wir mit dem Bilde im engeren Sinne, wie es sich seinen Augen darbietet. Seine optischen Eindrücke führt Lenau in trefflicher Darstellung uns vor in dem Gedichte „Reiseempfindung“: Im ersten Morgenstrahl erglänzen die Fensterlein. Der Dichter sieht

Birken, deren Bild den Eindruck in ihm erwecken, als ob das Mondlicht sie mit Silberglanz übergossen hätte:

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.

Im Gedichte „Dein Bild“ sinkt die Sonne, die Berge glühen, die letzte Sonnenglut wird mit Abendrosen bezeichnet, im mondbeglänzten Laube spielt der Abendwind. Hier haben wir nicht nur eine ruhende Landschaft, sondern der Dichter sieht auch das Laub im Abendwinde bewegt; ähnlich ist es in dem Gedichte „Sommerfäden“. Die Felsenplatte gibt ein anschauliches Bild von funkelnden Steinen, die im Abendrote leuchten:

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefacht.

In dem Gedichte „Heideschenke“ wird ein anschauliches Bild vorgeführt von dem Abendhimmel über der Heide: die Wolken ziehen, Blitze fliegen;

Die Heide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Mit wenigen Worten ist in diesem Gedichte klar dargestellt, wie die Vorboten des Gewitters am Himmel sichtbar werden. Und der Dichter greift

zu einem Vergleich, um uns das stürmische Hinjagen der Wolken noch eindringlicher zu machen.

Der Urwald wird uns zur Morgenzeit im „Indianerzug" gezeigt. Indianer blicken stumm in die Verwüstung, die ein Waldbrand hervorbrachte. Durch die Versenkung in die schöne Morgenstunde und in das sie umgebende Waldbild kommt eine ausgleichende Versöhnung zustande. Die Glut jenes Brandes, das Spielen der ersten Strahlen der Morgensonne in den Gipfeln ist lebendig geschildert:

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rotem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenrot von Osten,
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Wie eine Mondnacht als optisches Bild verwendet ist, soll aus dem Gedichte „Der nächtliche Gang" vorgeführt werden. Das an und für sich einfache Bild gewinnt einen besonders anschaulichen Reiz durch die Bezeichnung der Wellen als Silberstrom:

Tiefe Nacht; — der stille Vollmond
Hebt sich jenseits von den Auen
Und die Wellen der Durance
Sind ein Silberstrom zu schauen.

Ein ähnliches Beispiel findet sich in dem Gedichte „In der Nacht". Das Firmament wird in der dichterischen Phantasie zu einem Weltendome, was um so poetischer dargestellt wird, weil in diesem Dome die Lampe des Mondes schimmert:

„Sanft schimmert vom Weltendom die Lampe des Mondes."

Für den optischen Eindruck der Natur kommt bei Lenau das Bild der Sonnenstrahlen, besonders auf dem Wasser, sehr wesentlich in Betracht. So ist in dem Gedichte „Verschiedene Deutung“ der Seheindruck wiedergegeben von den Sonnenstrahlen, die in dem Niagarawasserfall sich abspiegeln und bunte Bilder malen:

Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.

Wie der Wind für den optischen Eindruck in Betracht kommt, zeigt uns eine Stelle in dem Gedichte „Nach Süden“:

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Wie ein Reiter in der Nacht durch die Natur sprengt, ist in packender Weise geschildert in der „Vision“. Man sieht ihn förmlich in der Dunkelheit jagen:

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Ein Bild, welches durch die reine Anschauung gewonnen wurde und wo der Seheindruck auf das schärfste hervortritt, erhalten wir im Gedichte „Stimme der Glocken“. Lenau schildert einen See; um die Glätte des Wasserspiegels hervortreten zu

lassen, spricht er in äußerst anschaulicher Weise vom Winde, der diese Glätte nicht verknittert. Hochgebirge, Tannen, Klippen, Buchten, Gletscher, Wolken — das alles spiegelt sich in dem See auf das schärfste ab; den Eindruck dieser Schärfe vermittelt uns der Dichter durch die Angabe, daß das Bild in dem glatten Weiher nicht zersplittert werde:

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Im Gedichte „Vorwurf“ ist in wenigen Worten das Charakteristische eines Herbstwaldes gegeben:

Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

Wie Lenau zuweilen seine scharfen Beobachtungen aus der Natur getreu wiedergibt, zeigt uns noch ein Beispiel im Gedichte „Abendheimkehr“. Es heißt da:

Die milchbeladene Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe.

Das Wort „wiegt“ ist sehr bezeichnend für den behäbigen Gang der satten Herde. Wir könnten hier eine Parallele ziehen mit einer ähnlichen Beobachtung aus einem Beispiele von Annette v. Droste-Hülshoff, wo sie in der „Jagd“ uns beschreibt, wie die Kühe ihre fetten Euter an einem Wachholderbusch streifen.

Nachdem wir diese vorläufigen Beispiele für

die Verwertung von Gesichtseindrücken gegeben haben, wollen wir die Art dieser Eindrücke noch etwas genauer betrachten. Wie schon aus den eben gegebenen Beispielen ersichtlich, spielen Lichteffekte in Lenaus Landschaftsbild eine große Rolle; es bleibt uns noch übrig, zu untersuchen in welche Farbennuancen die Landschaft oder einzelnes derselben getaucht ist. Diese Farbennuancen stehen natürlich im engsten Zusammenhang mit der Art der Beleuchtung. Da stellt sich denn heraus, daß Lenau fast keine Bilder schildert, die in frisches Morgenrot getaucht sind, sondern fast nur solche nimmt, die von der Abendsonne beschienen werden. Es ist sein Weltschmerz, der sich darin kundgibt, daß er mit Vorliebe seine Bilder in abendlicher, nächtlicher oder sogar dunkler Beleuchtung wiedergibt und vor allem die Naturgemälde in dem wehmütigen Lichte des Mondes aufgenommen hat. Das schließt natürlich nicht aus, daß er auch vereinzelte Bilder in morgendlicher Beleuchtung wiedergibt. Die Landschaft in der Morgensonne gesehen, finden wir in der schon oben angeführten Stelle des Gedichtes „Der Indianerzug". Im „Schifferknecht" strahlt die Morgensonne in goldener Farbenpracht über eine Wiese:

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine.

Aus der Mittagszeit wird eine Berglandschaft gezeigt, die den Eindruck macht, als ob sie ausgeglüht wäre: im Gedichte „Liebe und Vermählung" heißt es:

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht.

Treffend und prachtvoll aus der Natur wiedergegeben ist eine Abendschilderung im Gedichte „Meine Braut“. Der Abend legt sich, wir können am Horizonte durch die aufsteigenden Nebel kaum noch die Farbe erkennen; und der Dichter spricht von einer duftverlorenen Grenze, wo über die Berge Wolken hinziehen, die vom Abendgolde leicht geschürzt sind; die goldene Farbe tritt hier an dem verschwommenen Horizonte im Gegensatz zu der dunklen Nuance der Berge besonders leuchtend hervor. Außerordentlich scharf von der Natur abgesehen ist der von der Abendsonne beschienene Wald im Gedichte „An Fr. Keyle“. Die Abendröte färbt mit Purpur die Blätter von Baum zu Baum. Dieses Rot der Abendsonne kommt viel bei Lenau vor. An die bereits besprochenen Beispiele reihen wir noch als ein weiteres das rote Glühen einer Felsenplatte im Gedichte dieses Titels an (siehe oben S. 11). Ungespürt glühen die Abendfunken auf dem Meere in „Sturmesmythe“; wir sehen im Gedichte „Unmögliches“ die Berge in purpurner Farbe, ebenso in dem Gedichte „Glauben, Wissen, Handeln“ und schließlich heißt es in „Erinnerung“:

Wir sah’n das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte.

In „Vergangenheit“ schweben leichte Abendwölkchen, vom Mond beschienen:

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz.

Dann wieder ist mit des Mondes Glanz auch Sternenpracht vereinigt:

Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Wie das Sonnenlicht oft goldne Farben malt, so wirft der Mond einen Silberschein, der in den Wellen sich zu einer Brücke gestaltet:

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain. —

Im Gedichte „In der Nacht" wird das vom Monde beschienene Laub versilbert und herrlich poetisch wird das dunkle Himmelsgewölbe mit dem weichen Mondeslicht in dem schon oben erwähnten Beispiele wiedergegeben:

Sanft schimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Als weiteres Beispiel dieser Lichteffekte erwähnen wir noch eine einzelne Probe, wie Lenau es versteht, besonders die Farbennuancen des Mondes in seine Bilder hineinzubringen. Freilich nähern wir uns mit diesem zarten Beispiele aus dem „Postillon" schon dem später folgenden Abschnitte, der die Naturbeseelung behandeln wird:

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen.

Den Silberglanz des Mondes benutzt Lenau in dem

schon oben S. 11 aufgeführten Beispiel auch, um die Farbe der Birken durch einen Vergleich zu bezeichnen.

Ich erwähne ferner andere Farbenangaben. Im „Herbstlied“ ist kein Laub im Walde mehr zu spüren und Farbe zeigt nur noch die grüne Tanne. In dem Gedichte „Nächtliche Fahrt“ wird der Zweifel ausgedrückt, daß der Winterwald im Lenz wieder aufgrünen kann. Und im Gedichte „Herbstgefühl“ wird von dem rötlich gefärbten Buchenwald gesprochen. Auf weiter grüner Heide rauscht ein Wäldchen und dasselbe wird als vereinzeltes Naturschöne des Sandmeeres, ein Geschmeide genannt. In poetischen Worten wird die Farbe der von dem Winde bewegten Rosen gezeigt, als ob ihre Glut angefacht werde; es heißt im Gedichte „An einen Jugendfreund“:

Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen.

Ein anderes Beispiel für die Rosen finden wir in dem Gedichte „Liebesfeier“. Die Pracht der Farbe kommt äußerst anschaulich zur Geltung, denn die Rosen werden geschildert, als ob sie in smaragdenen Leuchtern — hier ist wohl der Rosenstengel gemeint — im dunklen Walde angezündet wären.

Einige Beispiele von sonnendurchglühten Bergen haben wir bereits gegeben. Die eigentliche Farbe der Bergesvegetation ersehen wir in dem Gedichte „Die Wurmlinger Kapelle“, wo von des Hügels grüner Welle die Rede ist, und in der „Heidel-

berger Ruine“ grünen ebenfalls die Hügel. Von den Weinbergen wird in dem Gedichte „Das Wiedersehen“ das grün der Reben hervorgehoben. Ein anderes Mal in den „Zwei Polen“ ragen in die Lüfte blaue Berge.

Die bewegten Kornfelder werden gelegentlich in ihrer Farbe im Gedichte „Herbstentschluß“ als goldene Wellen wiedergegeben. Und im Gedichte „Robert und der Invalide“ heißt es ähnlich:

Nun wiegt kein Saatfeld seine goldenen Wellen.

„Der stille See“ hat am Ufer Berge, deren Gipfel zarten, schimmernden Sommerschnee besitzen.

Im Gedichte „Täuschung“ wird der Regen gefärbt gezeigt, indem es heißt:

Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten.

Und im Gedichte „Die Heideschenke“ sehen wir auch einmal die Farben des Regenbogens.

Wie die einen See umgebende Natur denselben dunkel färbt, zeigt uns ein Beispiel im Gedicht: „Der schwarze See“.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammern
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Im „vierten Schilflied“ sind die Wolken schwarz, im „Herbstabend“ sind sie grau und der Mond strahlt:

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen.

Ein anderes Mal im Gedichte „Traurige Wege“ hängen graue Wolken nieder.

Auch in den lyrisch-epischen Gedichten gibt Lenau uns schmuckreiche Bilder, die sich besonders durch Farbennuancen und Lichteffekte auszeichnen. Ein treffendes Beispiel dafür finden wir im ersten Teil aus dem Romanzenkranz „Klara Hebert", im „Cisteron". Der Wanderer sieht um ein Städtchen vom Alter grau gewordene Mauern gelagert; selten bebt ein Strauch im Winde auf den granitnen Felsen, die sich dort aufbauen. In dem „Ring" aus demselben Zyklus erscheint der junge Tag und die Sonne ergießt aus ihrem Goldpokale ihre Strahlenpracht auf die Erde. Im ersten Gesang der „Marionetten" wird ein finsteres Tal geschildert; wir werden dasselbe noch in der später zu behandelnden Naturstimmung zu erwähnen haben. Nur sei hervorgehoben, wie grau düstere Felsen sich im fernen Tale abheben. In der Dichtung „Anna" ist die dunkle Nacht poetisch wiedergegeben im zweiten Teile:

Schwarz verhangen Mond und Sterne.

Im fünften Teil derselben verstärkt sich diese Schilderung, indem das Dunkel der Nacht noch mehr zum Ausdruck gebracht wird:

Dunkel wird es, dunkler immer,
Kaum manchmal durch Baum und Strauch
Zweifelt eines Sternes Flimmer,
Stiller, kühler wird es auch.

Ein Blick in das Magyarenland wird uns in einer frischen Schilderung in „Mischka an der Theiß" geboten. Wir sehen die grüne Umsäumung jenes

Flusses, auch die Ungartraube verfehlt nicht, den Reiz des optischen Eindrucks zu erhöhen.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht.

Ein weiteres Beispiel eines Wanderbildes wird uns im „Morgengang" aus Faust geboten. Ein hoher Berg, der vom Morgenrot angeglüht ist, späht hell im fernen Osten Faust entgegen. Die hereinbrechende Nacht auf dem Meere wird uns in der Faustszene „Der Traum" als optische Wahrnehmung wiedergegeben. Der Wind hat die Wellen nicht mehr bewegt und ist mit der Sonne zur Ruhe gegangen. Die Wellen werden dunkler gefärbt und ist diese allmählich sich einstellende dunklere Schattierung äußerst getreu von der Natur abgesehen. Das Gegenstück wird uns im „Sturm" ebenfalls aus „Faust" gegeben; es kommen am Himmel Rosse in der Gestalt einer schwarzen Donnerwolkenherde. Die dunkle Schattierung der grünen Bäume wird im „Vogelnest" aus den „Albigensern" uns gezeigt. Die verborgenen Vögelchen werden sichtbar, indem der Wind den Laubvorhang wegzieht:

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt sie in dunkler Hut;
Doch strich der Wind den grünen Schleier hebend.

Die Darstellung gewisser Naturdinge als Schleier kommt in der Naturschilderung öfters vor; so sagt Lenau in „Ritter und Mönch“ aus der gleichen Dichtung:

Es dämmert schon das Tal in Nebelschleiern.

Die Faustszene „Der Maler“ gibt uns ein Bild eines am Meere stehenden Schlosses. Wir sehen den steilen Felsenstrand, landeinwärts dehnen sich Cypressenhaine und Orangenwälder aus. Auf Land und Meer ruht ein schwüler Tag, kein Wellenschlag, kein Blatt regt sich. Da erscheint am Abend ein schwarzes Gewölk, der Sturm erwacht; er wühlt in den Wogen, die letzten Sonnengluten schwinden am Horizont. Wir sehen aus diesen Beispielen, wie Lenau auch in den größeren Dichtungen lyrisch-epischer Art hübsche Schilderungen aus scharf beobachteter Natur wiederzugeben vermag. In der „Pest“ aus „Savonarola“ erhalten wir eine Verschmelzung von optischen und akustischen Eindrücken. Nachtigallengesang, tönende Springbrunnen, Mondesflimmer im plätschernden Wasser und ziehende Wolken am Himmel; das alles ist poetisch wiedergegeben:

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeflimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Ein äußerst treffendes Beispiel, wie Lenau die optischen Eindrücke in seinen Gedichten scharf wiedergeben kann, finden wir ferner in dem Ge-

dichte „Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht“. Scharf beobachtet ist das durch die Ritze der Felsenwand einer Schlucht eindringende Licht des Blitzes; ferner kommt das außerhalb sich abspielende Gewitter in der Schlucht selbst recht naturgetreu zur Geltung. Sehr wesentlich tritt zur Hervorhebung der Dinge in diesem abgerundeten Bilde noch etwas anderes hinzu. Im Anfange des Beispieles sehen wir durch den Wind den Strauch bewegt, am Schlusse des Gedichtes hören wir den Donner krachen. Zu der Aufnahme des Gesamtbildes kommt hier der akustische Eindruck noch in Betracht:

Durch einen schmalen Felsenritz
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.
Am Klippenrand der karge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.
Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir ins Tal.
Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluft;
Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.
Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach.

Wir haben aus diesem Beispiele ersehen, wie zu den Seheindrücken auch solche akustischer Art hinzutreten. Letztere können selbstverständlich auch allein ihren Ausdruck finden und spielen gerade in Lenaus Gedichten eine wichtige Rolle.

So wird das leise Streichen des Windes in dem Gedichte „Der Urwald“ erwähnt:

In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durch-
schnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.

Am deutlichsten sind die Wahrnehmungseindrücke wiedergegeben, wo mehrere Einzelzüge sich zu einem abgeschlossenen Bilde aneinanderreihen. So bringt das Gedicht „Die Rache“ die Schilderung des Meeres in der Form einer direkten Anschauung vortrefflich zur Geltung. Es ist fast Abend; die letzten Wolken schwinden am Horizont, das Laub am Ufer regt sich nicht, die Spinne kann ruhig über den Spiegel des Wassers gleiten, denn keine Welle bildet eine Furche. Es ist interessant, wie Lenau hier in der Natur die Spinnen beobachtet; es kommt zwar nur sehr selten bei ihm vor und erinnert diese Zeichnung an die der Annette v. Droste-Hülshoff, die so sehr häufig diese Kleinmalerei aus der Natur bringt:

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt
Und auf der Wasserfläche glatt

Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten.

Ein andermal, im „Seemorgen“, weht uns die Meeresfrische entgegen, man hört die brausende Flut und auch hier ist es der akustische Eindruck, der von Lenau besonders hervorgehoben wird:

Der Morgen frisch, die Winde gut
Die Sonne glüht so helle
Und brausend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir so schnelle;

und im weiteren dieses Gedichtes werden noch die Wellen in bewegter Form gezeigt. Der akustische Eindruck kommt in einem vorzüglichen Beispiele in dem Gedichte „Der schwarze See“ zur Geltung. Lenau nimmt das Bild mit dem Gehörsinn wahr und wir hören aus des Dichters Worten das Sturmgebrause und wie der Sturm an Heftigkeit zunimmt. Zuckende Blitze beleuchten den schwarzen See:

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild.

Eine bloße genaue Wiedergabe von Wahrnehmungen kommt bei Lenau auf akustischem Gebiet häufiger vor, als auf optischem; er erwähnt z. B. im Gedichte „Nach Süden“ genau das, was er hört: er hört den Regen, der südwärts zieht, Winde brausen und Donnerschläge hallen in der Ferne. Ein anderes Mal in dem Gedichte „Ihr Bild“ spielt der Abendwind im Gezweige, der Wald

braust, am Himmel ziehen des Sturmes Donnerwolken; und im Gedichte „Das Mondlicht“ wird der Klang der Bacheswellen hervorgehoben. Ein abgerundetes Bildchen, etwas größer in der Darstellung, zeigt das Herannahen des Winters im Gedichte „Die Waldkapelle“; Rauschen des Herbstwaldes und niederfallendes dürres Laub sind hier die Vorboten des Winters. Wir haben bereits gesagt, daß Lenau nur selten die kleineren Geräusche in der Natur wiedergibt. Annette v. Droste-Hülshoff läßt immer wieder die Käfer brummen, die Grillen zirpen, die Raupen nagen und die Mücken schwirren. Im siebenten Waldlied läßt nun Lenau auch einmal seine Bienen summen:

Alles schweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüte mit mattem Eifer.

Und im Gedichte „An Mathilde“ ist die summende Biene wieder verwertet:

Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die Summende stets.

Nehmen wir die Gedichte Lenaus, insoweit sie für den Ausdruck irgend welcher Gehöreindrücke aus der Natur in Betracht kommen, so werden wir fast in den meisten dieser Gedichte den Sturm tosen, den Donner hallen, Wald und Bach brausen hören. Wir ließen schon einige Beispiele vorausgehen und werden noch einige folgen lassen, um der Menge dieser Bilder auch durch die Anzahl

der hier ausgewählten Proben gerecht zu werden; die immer wiederkehrende Ähnlichkeit dieser Art Naturschilderung fällt geradezu auf. In dem Gedichte „Nächtliche Wanderung“ tost der Wind:

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Da unten braust der wilde Bach.

Und etwas weiter hat der Sturm an Heftigkeit zugenommen, so daß er dem Brüllen wilder Tiere gleicht; der Donner läßt sich hören:

Stets finstrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

In „Meine Braut“ ist es wieder Nacht, der Sturm erhebt sich:

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh’ ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht.

Ein anderes Mal ist es eine „Winternacht“ in dem Gedichte dieses Titels:

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß.

In dem Gedichte „Meine Furcht“ durchtosen die Stürme die Wälder und vernichten diese im Lichte des Blitzes; wieder dröhnt der Donner:

O stürzt ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!

O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab,
O flammt ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!

Auch in den episch-lyrischen Dichtungen spielen Sturm und Donner ihre Rolle. Im zweiten Gesang der „Marionetten“ heißt es:

Und wenn ins Tal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken.

In der Faustszene „Der Morgengesang“ tönt in der Ferne dumpfer Donner, es erbraust ein sturmversammelt Wolkenlager und stets wilder kracht das Wetter. Donner, Sturm, Blätter- und Bachesrauschen werden immer wieder in den Naturschilderungen hervorgehoben. Öfters aber sind jene Eindrücke zu sehr mit einer Landschaftsstimmung verwachsen, als daß wir das einzelne Akustische herausschälen könnten und wir müssen solche Beispiele bei den später zu erörternden Stimmungsbildern behandeln.

Auch Stille und Schweigen finden sich bei Lenau geschildert. Im sechsten Waldlied sind alle anderen Geräusche verstummt, so daß man die ferne Quelle hören kann:

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne schmächtige Quelle,
Weil alles andere ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Ebenso ist in dem Gedicht „Das Posthorn“ jeder Laut verstummt:

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Ähnlich in dem Gedicht „Nächtliche Fahrt“:

Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen. —

Es ist beachtenswert, daß dem Dichter dieses Fehlen des Tonlebens in der Natur so auffällt. Ganz eigenartig berührt es dann, wenn er in der Stille mit der Phantasie ein Geräusch hört, das ein Ohr überhaupt nicht wahrzunehmen vermag:

So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und schier den Tau vom Himmel niedertropfen,
Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen,
Und schier das Trauerlied der Zeit verhallen.
(Faust, Der Traum.)

Es kommt nur selten vor, daß Lenau die Natur mit dem Hautsinn wahrnimmt oder wahrnehmen läßt. Annette v. Droste Hülshoff fühlt z. B. die

dunkle Nacht wie einen leisen Regen und vielfach durchwühlt der Wind ihre offen getragenen Haare. Dieses letzte berichtet Lenau nie von sich selbst, und in dem folgenden Beispiel ist es zweifelhaft, ob dem Dichter nicht mehr der optische Eindruck vorschwebt. Er schildert in dem Gedicht „Der Indianerzug“ die in einer Sommernacht lagernden Indianerfrauen, in deren Haare der Wind greift:

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen.

Eine poetische Darstellung des kühlenden Schattens ist in dem Gedichte „Der selige Abend“ aus Klara Hebert gegeben:

Gastlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Am Schlusse der Faustszene „Der Traum“ fühlt Faust seine heiße Stirne von dem feuchten Nebel kühl berührt:

Nachtnebel übers dunkle Meer hinschweifen
Und seine trotzigheiße Stirne streifen.

In „Savonarola“ in dem Gedichte „Die suchende Mutter“ streift Helena der Waldodem:

An Helena vorübergleiten
Des Waldes Hauch und Freudenton.

Ein anderes Mal in derselben Dichtung, in dem „Gelage“ wird von dem Nachtwind gesprochen, der laulich durch die üppigen Rankenlauben weht.

Wir sehen also, daß in der Naturschilderung

Lenaus der Wind eine sehr bedeutende Rolle spielt, entweder für das Auge, indem der Dichter die Landschaft bewegt sieht oder für den Gehöreindruck, wenn er den Sturm brausen hört oder für den Hautsinn. Schließlich kommt er nun noch wesentlich in Anwendung für das Übertragen wohlriechender Düfte. Wir kommen somit zur Betrachtung der Geruchswahrnehmungen, die in Lenaus Gedichten auch hie und da eine Rolle spielen. Ein leiser Windeshauch bewegt im Gedichte „Die Felsenplatte“ einen Blütenstrauch und süßer Blumenduft steigt empor:

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blütenstrauch.

Im Gedichte „Der Baum der Erinnerung“ strömt der Duft eines Blütenbaumes dem Dichter entgegen. Landgeruch und Waldesluft ist in poetischer Weise im Gedichte „Zwei Polen“ zur Wahrnehmung gebracht:

Und unwillkürlich spürend
Den Landgeruch gespürt,
Hat sich in deinem Herzen
Die Waldlust nicht gerührt?

Im dem Gedichte: „Der Rationalist und der Poet“ erwähnt der Dichter in humoristischer Weise:

„Ins Geruchzeug duftet dir die Rose.“

In der Dichtung: „Die Albigenser“ in dem „Vogel-

nest“ erquickt den Dichter der Geruch frisch gemähten Heues. Die hübsche Schilderung lassen wir hier folgen:

Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte sich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.

II. Abschnitt.

Die Beseelung der Natur.

Zu dem Wahrnehmungsbilde, das der Dichter gibt, tritt in vielen Fällen eine Beseelung hinzu. Die Naturgegenstände erscheinen im ersteren wie ein Gesamtresultat der Eindrücke, die der Dichter aus der Landschaft mit seinen Sinnesorganen aufgenommen hat. Die Beseelung dieser Naturdinge ist gleich einer Vermenschlichung derselben zu betrachten. Der Dichter gibt uns also in solcher Art wieder, wie seine Phantasie ihm die Naturgegenstände vorspiegelt als Wesen im menschlichen Zustande oder mit menschlichem Handeln ausgerüstet. Wir wollen zunächst von der Hineinlegung eines inneren Zustandes sprechen, die wir als eine „einfache Beseelung" bezeichnen möchten. Das Träumen des Tales, das Lauschen der Blume, das Erwachen des Waldes könnten wir als Beispiele solcher Wiedergaben etwa anführen. Lenau bewegt sich auf dem Gebiete der Naturbeseelung mit Vorliebe und legt diese in die einfachsten Dinge hinein. Er sagt z. B. in dem Gedichte „Der Urwald":

Vermildernd schien das helle Abendrot.

Da ist dieser Sonnenschein beseelt, indem sein

Licht der grauenvollen Stätte des Urwaldes durch seine Milde eine Linderung gibt. Wir ersehen aus diesem Beispiele, wie das Wahrnehmungsbild fast unmerkbar in eine Beseelung übergehen kann; hier ruft eben der optische Eindruck der wahrgenommenen Sonne unmittelbar die Vorstellung eines inneren Lebens wach und tritt als solcher ganz und gar in den Hintergrund. Für akustische Eindrücke wäre ein ähnliches im Gedichte „Einst und Jetzt“ zu finden, denn der Bach sendet Grüße in die Ferne durch sein Rauschen:

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Ein anderes Mal in dem Gedichte „Stille Sicherheit“ finden wir noch ein Beispiel, wie der Wind nicht etwa gehört oder mit dem Hautsinn wahrgenommen wird, sondern der Windeshauch ist beseelt gedacht: das Lüftchen schläft ein und schweigt. Die Schilderung eines Gewitters wird uns ebenfalls in der Form einer Beseelung im Gedichte „Das Gewitter“ geboten. Der Himmel befindet sich in einem Zustande des Zornes; er donnert seinen Hader. Später werden wir bei der zu behandelnden Personifikation, der wir uns hiermit schon nähern, noch genauer auf dieses Beispiel eingehen.

Im Gedichte „An einen Jugendfreund“ ist die Rede vom Lenzerwachen; „Frühlingsblick“ zeigt, wie vom Himmel eine Liebeskunde weht:

Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Bei dem Brausen des Eichenwaldes wird in dem Gedichte „Herbstgefühl" wieder der Unterschied zwischen dem bloßen Bild als solchem und der Beseelung deutlich, denn das Brausen des Waldes wird als mürrisch bezeichnet. Tiefer gefühlt als in diesen Beispielen vom Flüstern der Blätter, Schweigen des Sturmes, Träumen des Waldes usw. kommt die einfache Beseelung zum Ausdruck etwa in dem Gedichte „Der Eichwald":

Ich trat in einen heilig düsteren Eichwald.

Der Wald wird hier als heilig bezeichnet, auch das Rauschen nimmt hier eine andere „geheimnisvolle" Form an:

Es rauscht der Wald geheimnisvoll.

Im Gedichte „Die Heidelberger Ruine" wird von einem „freundlichen" Grün und einem „heimlichen" Rauschen gesprochen:

Freundlich grünen die Hügel,
Heimlich rauscht es durch den Hain.

Im Gedichte „Der Schmetterling" sehen wir eine Aneinanderreihung von einfachen Beseelungen. Den Schmetterling treibt es fort von Blüten, die „traut" genannt werden, der „Frühlingstand" wird als „scherzend hold" bezeichnet, die Meeresfluten als „ernst":

Ihn triebs vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;

Vom scherzend holden Frühlingstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Ernst ist auch der Urwald in dem Gedichte „Wunsch“:

Urwald, in deinem Brausen
Und ernstem Dämmerschein.

Ein anderes Mal in den „Marionetten“ verwendet der Dichter wiederholt die einfache Beseelung. Der Mond ist verschwunden, die Wolken, die finster sind, erscheinen; seltene Sterne wagen sich matt und scheu hervor.

Aehnlich ist es in dem Gedichte „An die medisierenden Damen“, wo gesprochen wird von „medisierenden“ Blumen und Blättern, von „wonnigem“ Rauschen und „Zusammenschauern“ derselben, von „trunkenen“ Maienlüften. Das Gedicht „Asyl“ zeigt uns kümmerliche Föhren, die als trübe, flüsternde Genossen beisammenstehen; kein freudiges Vogelgezwitscher kann man hören, sogar der Geier entflieht dieser dunklen Einsamkeit, es wird ihm bange. Ähnlich wird das traurige in der Natur im Gedichte „Herbstklage“ hervorgehoben und nehmen wir dieses Beispiel heraus:

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine.
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Hier ist die einfache Beseelung ausgedrückt in dem traurigen Wehen des Windes, das sich anhört, als ob er weine. Die Natur stirbt und ihre letzten

Seufzer schauern durch die Haine. Wieder eine Aneinanderreihung von Beseelungen erhalten wir im Gedichte „Beethovens Büste“. Die Wellen wogen sanft, sie rieseln hold und werden von Liebesstimmen süß beseelt:

> Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
> Sind des Weltmeers kühle Wellen
> Süß beseelt zu Liebesstimmen?
> Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Gleiches gilt von der Faustszene „Der nächtliche Zug“. Dunkle Wolken lauschen harrend nieder, süßes Frühlingsbangen weht, der Wald rauscht seelenvoll, die Lüfte sind von Blütenduft trunken, sie schwinden und schwellen. „In der Felsenplatte“ ist es das Verblassen der Blume und das Schweigen des Strauches, das uns ein treffendes Beispiel gibt:

> Doch die Blumen jetzt verblassen,
> Traurig schweigt der dürre Strauch.

Im Gedichte „Erinnerung“ bebt das flüsternde Grün in der abendlichen Stille, eine Nebelhülle umzieht die Berge, dort wo das letzte Glühen der Sonne noch sichtbar ist:

> Hier saßen wir in abendlicher Stille,
> Sanft bebte über uns dein flüsternd Grün,
> Auf jenen Höh'n, die nun in Nebelhülle,
> Verweilte noch der Sonne letztes Glühn.

Angereiht seien hier noch einige Beispiele, in denen der Dichter vom inneren Leben der Tiere mit Worten spricht, die uns an menschliches Seelenleben erinnern. In dem Gedicht „Der Gefangene“ senkt

ein Falter seine wonnemüden Flügel; in dem Gedicht „Die Lerche“ heißt es:

Froh summte nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;

und wieder in dem Gedicht „Der Gefangene“ wird in poetischer Weise gesprochen von der Schwalbe und ihren heimatlichen Gedanken:

Daß ihrerseits die Schwalbe nun gedenket,
Weit übers Meer zur trauten Hütte wallet.

Soviel von der einfachen Beseelung. Wir kommen nun weiter zu den Fällen, wo der Dichter den Naturdingen Handlungen beilegt, und die wir als gesteigerte Beseelungen bezeichnen wollen. Allerdings scheint dieser Ausdruck auf die ersten unten anzuführenden sehr einfachen Beispiele kaum passen zu wollen, aber trotz aller Einfachheit liegt doch wohl darin, daß man den Naturdingen nicht nur einen inneren Zustand, sondern ein Handeln zuschreibt, ein höherer Grad der Vermenschlichung; und überdies sehen wir, daß gerade diese Fälle der „gesteigerten Beseelung“ besonders leicht zu ausgesprochener Vermenschlichung führen.

Es wird also nun nicht mehr nur von einem Träumen, Ruhen, Erwachen, Schlafen, Beten, Verweilen, Kundgeben usw. gesprochen, sondern wir hören, wie die frohen Wellen in dem Gedichte „Das Mondlicht“ unaufhaltsam forteilen:

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,

Seh ich, wie hinab die Schnellen
Unaufhaltsam fliehn.

Ein ähnliches Beispiel, aber jetzt vom fliehenden Winde ist im vierten Schilfliede enthalten:

Sonnenuntergang.
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn.

Im Gedichte „Himmelstrauer" schleichen aus dem Moore Nebel und nehmen die Gestalt von kühlen Schauern an, der Himmel läßt die Sonne aus seiner Hand fallen:

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Haideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Auch hier sehen wir wieder, wie wir uns einer Personifikation nähern.

In „Robert der Invalide" wiegt das Saatfeld seine goldenen Wellen und in der „Haideschenke" tritt die gesteigerte Beseelung zu Tage in den Worten:

O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig!
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig.

Wir sehen, wie der Mond und die Sterne hier als wandernde Wesen auftreten.

In der „Wanderung" im Gebirge bringt der Tag dem Himmel den ersten Kuß, die Lerche

streut aus den Lüften ihre Lieder auf die Erde. Ein anderes Mal im „Postillon" schleicht das Bächlein heimlich durch die Fluren. In der „Waldkapelle" geht die Sonne ohne Scheidegruß von hinnen:

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermütig ihrem Tode nachzusinnen.

In dem Gedichte „In das Stammbuch einer Künstlerin" rauscht der Wald dem Wanderer einen Gruß entgegen, die Luft übergießt den müden Wanderer mit süßer Kühle:

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht uns ein Wald entgegen seinen Gruß
Und übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.

Im Gedichte „Meine Furcht" werden durch das Fluchen der Stürme die Wälder ins Grab gezogen, der Donner rast:

O stürzt ihr Wolkenbrüche
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt ihr Sturmesflüche
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!

Im „schwarzen See" wird der See von den am Ufer stehenden Tannen umklammert; die Lüfte rasen. In dem Gedichte „Das Roß und der Reiter" halten die letzten Sonnenstrahlen eine Zusammen-

kunft mit den Bergeshöhen und sie tauschen Liebesküsse:

Wie mit den fernen Höh'n die Strahlen dort verkehren,
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Das Meer finden wir in Faust und zwar in dem Gedichte „Der Traum" besungen; hier lockt die Tiefe mit süßen Tönen und die Wellen singen Wonnelieder. Wieder in „Reiseempfindung" wird die Ebene mit den sie umgebenden Bergen beschrieben, als ob sie sich mit Rosen bekränzen. Es wird von einem Häuschen erzählt, wo die Rebe hinauf ans Fenster klettert:

Und wie so freudig Berg und Tal
Mit Rosen sich bekränzten!
Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit ihren goldnen Trauben.

Wieder wird uns von einem Häuschen im Walde erzählt im Gedichte „Nach Süden". Die Bäume sehnen sich nach dem Häuschen und halten es innig mit den Zweigen umschlungen:

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

In dem Gedichte „Das Mondlicht" geht Lenau auf einem nächtlichen Spaziergange an den Ufern eines Flusses entlang. Er sieht die sich in den Wellen spiegelnden Mondesstrahlen und gewinnt den Eindruck, daß dort der Mond eine Brücke baut:

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain.

In den „Schilfliedern" jagen die Wolken, und die Blitze wandeln bleich durch den See. Aber auch hier wieder treffen wir den Mond und zwar in einem Beispiel, das die Begabung Lenaus zu stimmungsvoller Naturberechnung glänzend hervortreten läßt:

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

In „Winternacht" richten im Mondenlicht die alten Fichten die Zweige zur Erde, weil sie sehnsuchtsvoll den Tod erwarten; die Winde rennen sich heiß bei ihrem tollen Jagen:

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.
Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß.

Doch wir wollen noch einige freundlichere Bilder anführen. In dem Gedichte „Wandel der Sehnsucht" winkt das ersehnte Heimatland und die Bäume bewillkommnen den aus der Ferne Zurückkehrenden mit dem ersten Gruße:

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den teuren Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

In „die Jugendträume" streut ein Morgenlüftchen duftige Rosen in das Haar eines Jünglings:

Ein Morgenlüftchen streut ihm duftge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar.

Abwechselnd mit den Rosen ist es dann wieder Donner und Blitz, die in der gesteigerten Beseelung eine Rolle spielen. In dem Gedichte „Die Felsenplatte" paßt sich der bleich zuckende Stein dem Gewitterbilde an:

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Die reiche Fülle von Beispielen für die gesteigerte Beseelung ist noch lange nicht erschöpft. Im „Gefangenen" ist der Frühling gekommen und hat seinen Freudenruf ertönen lassen. Die Erde, die ihn hört, hat sich vom Traume befreit, der ihren Busen kalt und schwer bedeckt:

Der Frühling ist zu Berg und Tal gekommen
Sein Freudenruf ist durch die Luft geklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.

In der „Sennin" naht ebenfalls der Frühling, der die Sennin mit lindem Hauche grüßt und sie

freundlich segnend küßt, indem er ihr einen Rosenkranz darbietet. „Robert und der Invalide“ zeigt uns wie die Sterne sich zum Monde gesellen. Dieser, der Stille und Blasse schleicht heran, als ob er räuberisch einer Hütte sich nahen und mit seinen Silberhänden den Schlaf von den Bewohnern des Häuschens mitnehmen wollte.

In dem Gedichte „Ahasver, Der ewige Jude“ verliert sich die Sonne im fernen Westen und ihre warmen Blicke weilen zum Abschiede auf den Blüten, die sie erst geboren hat. Ein anderes Mal sehen wir die Sonne wie sie leidenschaftlich ihre heißen Mittagsbrände auf die Erde sprüht. In dem Gedichte „Polenflüchtling“ wird dies geschildert. Die Sonne weckt das an seiner Seite ruhende Schwert mit ihrem Flammenkuß zu blutiger Rache. Ähnlich schaurig wird in der „Schenke“ erzählt, wie die Raben sich mit dem Schnee raufen um die Heldenleichen einiger Polen. In dem Gedichte „Drei Indianer“ treten Blitz und Donner in den Vordergrund. Der Himmel zürnt und schmettert so manche Rieseneiche zu Boden. Er übertönt sogar die Stimme des Niagara; dessen schäumende Fluten werden von den flammenden Blitzesruten gepeitscht, so daß die Wellen mit empörtem Grimme sich in den Abgrund stürzen, daß alles klingt wie ein schauriges Sterbegeheul. Im Gedichte „Die Seejungfrauen“ sind es die Meereswellen, die aus der Tiefe springen und die hergezogen kommen, dem Dichter einen Gruß zu bringen. In „Meeres-

welle“ dagegen sinken die Wellen müde zur tiefen Ruhe und der Himmel legt sich schläfrig auf das weiche Meer. Das Herannahen des Sturmes ist in dem Gedichte „Zwei Polen“ sehr plastisch zum Ausdruck gebracht. Der starre Himmel grollt und kann es kaum erwarten, bis der Sturm losbricht:

Das stumme finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt
Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt.

In der „Nächtlichen Fahrt“ erwacht der Wind und rasselt an den Föhren. Malerisch beleuchtet dieses Bild der Mond, der am Himmel verdrossen den Wolkenmantel zuzieht, als ob es ihn fröre. Ein Beispiel noch aus den „Marionetten“:

Grau düstere Felsen sah ich trotzig ragen
Aus eines Tales stillen Finsternissen,
Als wollten kühn den Himmel sie erjagen,
Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.

Das trotzige ragen dieser Felsen, als ob sie sich so stark fühlten, den Himmel zu verjagen, dem sie den Schleier bereits vom Gesichte gerissen haben, ist wieder ein herrliches Beispiel für unsere gesteigerte Beseelung. In den „Waldliedern“ ist das sonst so milde Bächlein außer sich geraten und springt wild an den Bäumen hinauf, und die jungen Saaten vernichtet es in seinem Zorne. In „Klara Hebert“ erhalten wir wieder eine Beseelung des Baches, der sich verzweifelnd in die Tiefe stürzt:

Von den Klippen wie verzweifelnd
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hilfe riefe.

Vor dem Niagarafall in dem Gedichte „Niagara“ kommt die Wirkung des Naturbildes in der Weise zum Ausdruck, als ob die Wellen Sehnsucht empfinden nach ihrem eigenen Untergang.

Die Stromschnellen stürzen, schießen
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Noch eine Probe der gesteigerten Beseelung. Die Nebel schleichen durch das Tal, die letzten Sonnenstrahlen üben eine Handlung aus — sie schminken die Erde:

Die Sonne im Gebirge sinket,
Des Himmels letzter Purpurstrahl
Das Erdendunkel flüchtig schminket,
Und Nebel schleichen durch das Tal.

Sind hiermit die Naturgegenstände als beseelte Wesen mit menschlichem Handeln vorgeführt worden, so kann der Dichter ihnen auch noch eine bestimmtere Gestalt geben; wir nennen eine solche Beseelung eine Personifizierung des Gegenstandes. Um gleich ein Beispiel dieser personifizierenden Beseelung zu bringen, führen wir das Gedicht „Der Lenz“ an. Der Lenz ist ein frischer Knabe, der in das Land mit lachendem Gruße springt; er vergißt nicht seine neckischen Streiche auszuführen,

denn das Aprilwetter kann genügend davon erzählen. Hier ist der Frühling uns in der bestimmten Person eines Knaben vorgeführt. In demselben Gedichte wird der Winter auch als personifiziert dargestellt, denn dieser alte Recke, der Winter, schilt unzufrieden, daß der lustige Knabe ihm seine Bächlein nimmt und sie vom Eisesbanne erlöst. Die Mutter des Jünglings ist die Erde, deren Beseelung noch weiter ausgedehnt wird, indem sie mit jubelnder Gebärde den geliebten Sohn mit ihrem Arme umschlingt. Reizend ist dann geschildert, wie der lustige Knabe die Veilchen und die Rosen ihr aus dem Busen zieht.

„Glauben, Wissen, Handeln" zeigt uns den Sturm als trunkenen Sänger Gottes, der mit fliegender Locke und rauschendem Nachtgewande dahinbraust und die Harfe ertönen läßt in seinem feurigen Fluge durch Tal, Gebirge, Meer und Wüstensand. Er zwingt aus den Saiten seiner Harfe Donnerakkorde hervor und sein strahlender Blick sucht das Göttliche. Bäume werden als Riesen personifiziert, wofür zwei Beispiele gegeben werden sollen: im Gedichte „Maskenball" wird von den Bäumen gesprochen, wie sie in wunderbarer Pracht um die keusche Nacht ihre Riesenarme schlingen, in den Oden: „Abendlieder" erheben die Riesen des Waldes sich höher in die Lüfte, um noch mit den flüchtigen Rosen des Abends sich ihr Haupt zu bekränzen. Wir sehen aus allen diesen Beispielen, wie die Beseelung als Personifizierung eines Gegen-

standes Bilder hoher, poetischer Schönheit zu ergeben vermag. „Das Gewitter“ wird in dem Gedichte dieses Titels verkörpert in einer Person, die den Zorn darstellt. Auf seiner dunklen Stirne glüht der Blitz. Dieses Bild ist dichteriseh so treffend zum Ausdruck gebracht, daß wir in der Phantasie diesen Schreckensdämon mit der glühenden Stirne vor uns zu sehen glauben. Auch hier wird das Meer und die Stürme nicht vergessen; beide spielen für Lenau eine zu wichtige Rolle in der Natur. In der „Sturmesmythe“ sehen wir das Meer in Ruhe, seine Wellenpulse sind versunken, so daß es dem Strande keinen Gruß bringt. Nächtliche Stille herrscht; plötzlich kommen am Horizonte Sturmeswolken, die sich um die Schläferin — das Meer — reihen. In lauten Donnerklängen heulen sie ihr Weh aus und fragen die Schläferin, ob sie tot sei, denn sie ist ja ihre Mutter. Das tiefe Leid ihrer Töchter hat sie aber erweckt und voller Freude umschlingt die Mutter ihre Kinder und sie singen mit Freuden ein Lied im Sturmeschore. Einen Teil dieses trefflichen Beispieles lassen wir hier im Wortlaut folgen:

Und sie neigen sich herab und fragen:
Lebst du noch? in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?
Nein, sie lebt! Der Töchter Kummer

Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Die Aneinanderreihung von verschiedenartigen Beseelungen im abgeschlossenen Bilde eines Gedichtes verdient bei Lenau eine besondere Beachtung. Wir entnehmen z. B. aus dem Gedichte „Reiseempfindung" wie der Dichter uns erzählt von Birken, die sich in bleiche Silbertracht kleiden. Im roten Morgenstrahl bekränzen sich Berg und Tal freudig mit Rosen, die Lerche bewegt sich mit morgenfrohen Schwingen, der blaue Himmel singt in das Tal seine Lieder. In dem Gedichte „Posthorn" werden uns drei Strophen vorgeführt, in welchen die Vöglein lieblich singen, die Natur schläft in Ruh und der Mond lächelt still und bleich seinen Gruß hernieder. Der Bach will nimmer ruhen, hört es wie der Mond herangeschritten kommt und gibt ihm lächelnd den Gruß zurück, er heißt ihn herzlich willkommen. Eine weitere derartige Zusammenstellung finden wir in der Widmung „An Fr. Kleyle". Die Abendröte springt von Baum zu Baum, sie wiegt sich auf den Wipfeln, mischt sich in den Wellentanz. Die Züge der Natur versinken in feierliches Schweigen, sie scheint ihr göttlich Angesicht zu neigen, kein Lüftchen getraut sich zu sprechen, als ob Mutter Natur nicht gestört werden dürfte. Die Sterne tauchen aus dem Äther-

meere, der Westwind erwacht und die Blume trinkt des Himmels Träne. In frischer anmutiger Weise gibt der Dichter uns im „Frühlingsblick“ wieder eine Aneinanderreihung von Frühlingsschilderungen. In diesem Gedichte ist die Beseelung bezugnehmend auf den Frühling durch das ganze Gedicht hindurch gezogen. Bei Beginn des Gedichtes vernehmen wir, daß durch den Wald eine holde Morgenstunde geht und vom Himmel eine leise Liebeskunde weht. Das „Holde“ der Morgenstunde und das „Wehen“ der Liebe sind hier mit dem seligen Lauschen des Baumes einfache Beseelungen. Gehen wir dann aber weiter, so erfahren wir in der Form der gesteigerten Beseelung, daß der Baum seine Zweige in den Lebensreigen getaucht hat, das Blümlein wird vom hellen Tau getränkt. Dann setzt wieder die einfache Beseelung ein, indem das einsame Blümlein froh zittert, weil der Himmel es nicht vergessen. In geheimer Nacht wird das Herz des Vogels getroffen von der Macht der Liebe und sein Singen ist ein süßes Hoffen.

Im Gedichte „Waldkapelle“ naht der Herbst mit raschen Schritten, der Mond erscheint zum stillen Abschiedsfeste des Sommers, um sich noch ein letztes Mal an den wenigen Resten des Sommers zu laben; das schwache, fahle Eichenlaub vermag nicht mehr den leichten Mondstrahl zu tragen und zittert unter ihm. In einer „holländischen Landschaft“ schleichen müde Bäche, vor Alter fallen die entfärbten Blätter still zu Grund. Alles ist

schläfrig. In dem Gedichte „Das Magyarenland“ wallen warme, lebendige Lüfte über die schöne Landschaft, die Nachtigallen singen dort entzückende Lieder am Tissastrande. Die Fischlein holen sich vom Lenz einen flüchtigen Kuß, sie fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen, die der Mond über den Fluß geworfen hat; die weitere Schilderung endet dann mit einem freudevollen Rauschen der Quellen.

Lenau verwendet Naturbeseelungen auch in Vergleichen: bisweilen wird die Beseelung nur durch den Vergleich angedeutet. Im Gedichte „Am Bette eines Kindes“ schlummert von süßem Traume umfangen eine holde Kleine, die leise vor sich hinlächelt. Das zarte Bildchen vergleicht der Dichter mit diesen Worten:

So lächelt die Rose still durch Abendgedüfte.

Im Gedichte „Herbstgefühl“ aus dem Zyklus Reiseblätter sehen wir den Buchenwald schon herbstlich gefärbt und sanft gerötet. Dieser letzte Schimmer von Sommer, den wir hier vor Augen haben, läßt an einen Kranken denken, der sich zum Sterben vorbereitet, denn das rötliche der Herbstblätter hat Ähnlichkeit mit der leisen Röte, die der letzte Lebensschimmer den Wangen des Kranken flüchtig angehaucht hat. Das Bächlein im Walde rieselt kaum hörbar und gleitet leise in das Tal hinab, wie die Freunde, die durch das Sterbegemach jenes Kranken schreiten. Wir sehen aus diesem Beispiele, wie der Herbstwald hier mit letzterem, das leise gehende Bächlein mit den

Freunden, die ihn besuchen, verglichen wird. Der Wald ist ein Kranker, das Bächlein sind die Freunde und beide dadurch beseelt.

Im Gedichte „Der traurige Mönch" hören wir im Walde einen Sturm toben, die Bäume, die sich unter den Sturmesschlägen krümmen, werden verglichen mit einem Kinde, das gepeitscht wird:

Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

In dem Gedichte „Die Nonne und die Rose" ist wieder ein spätsommerliches Treiben des Windes geschildert; Rosenblätter flattern weithin in die Büsche, die Gewitter tosen und unter dem dunklen Wolkenhimmel erblickt die Nonne eine Rose am Zweige beben, sie will die Rose vor dem Sturme retten. Dieser Vorgang gibt dem Dichter die Veranlassung, das Bild der Rose mit einer Nonne zu vergleichen, denn so wie die Rose langsam verblüht, so welkt auch die Nonne hinter dumpfen Klostermauern dahin:

Schöne Nonne still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose.

In packenden Worten schildert Lenau uns ein Städtchen, das als Hintergrund einen hohen Berg hat. Das Bild wird in den Vergleich gekleidet, daß der Berg die Persönlichkeit eines Tyrannen annimmt und das an seinem Fuße liegende Städtchen die Rolle einer weinenden Sklavin:

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Cisteron geschmieget,

Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.
(Klara Hebert, erstes Gedicht.)

In der Faustszene „Traum" wird von Sternen gesprochen, die sich in den Wolken verkriechen. Die Sterne werden verglichen mit Kindern, die unter ihre Decken schlüpfen.

Einen ganz besonders schönen und tiefen Eindruck aber macht mir das folgende Beispiel, mit dem ich diesen Abschnitt schließe. In der Faustszene „Die Reise", sehen wir das weite, ruhende Meer vor uns. Vom Dichter scharf beobachtet ist die am fernen Horizont verschwimmende Grenze zwischen Himmel und Meer. Kaum kann man sie mehr unterscheiden, und dies veranlaßt ihn Meer und Himmel als zwei innig miteinander verbundene Wesen darzustellen; er vergleicht sie mit zwei betenden Geschwistern, die fromm sich umschlingen:

Wenn Welle ruht und jedes Luftgeflüster
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister.

III. Abschnitt.

Die reine Naturstimmung.

Vielfach können wir aus einem Gedichte entnehmen, daß die Seele des Dichters ganz von dem vor ihm liegenden Naturbilde erfüllt ist und er diesen Eindruck für sich psychologisch verwertet, indem etwa ein Gefühl des Friedens von ihm Besitz nimmt, hervorgerufen durch die ruhevolle Stille, die ihm aus einer Abendlandschaft entgegenströmt. Wir haben es dann mit der Darstellung einer Stimmung aus der Landschaft zu tun. Der Dichter sieht in solchem Falle von einer ganz anderen Auffassung aus die Naturgegenstände oder das ganze Bild, welches vor ihm liegt. Man könnte das so ausdrücken: Er sieht das Bild nicht mit den Augen, sondern mit der Seele.

Mit wenigen Worten weiß Lenau in vielen seiner Gedichte uns ein solch abgeschlossenes Stimmungsbild aus der Natur darzubieten. Einige davon nehmen wir aus der Fülle seiner Dichtungen heraus, sie mögen das Gesagte hier näher erläutern. Die Mondesstrahlen, welche sich in dem dunklen Wasser abspiegeln, geben dem Naturbilde eine gewisse Weihe der nächtlichen Ruhe, die nur unter-

brochen wird durch den Gesang der murmelnden Wellen und das sachte Brausen des kühlen Nachtwindes. Diese ruhevolle Stimmung klingt in unserer Seele nach, wenn Lenau uns ein solches Bild in dem Gedichte: „Der Schifferknecht“ malt. Es ist seine Heimat; die Donau fließt im Silberglanze dahin und murmelt dem Schiffer Schlummerlieder:

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder. —

In dem Gedichte „An die Melancholie“ haben wir eine Hochgebirgsstimmung. Das Einsame ist hier in einem eigenartigen Bilde charakterisiert und atmet tiefempfundene Stimmung:

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte
Und der Waldstrom donnernd braust.

In dem Gedichte „An die Alpen“ wird uns eine solche erhabene Hochgebirgsstimmung in der schönsten Form vorgeführt. Wir können aus diesem Beispiele ersehen, daß die Stimmung auch in einem kleinen Bilde sich reichhaltig entfalten kann.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh in Gott sich vorempfinden.

Die Stimmungsbilder, die uns das Einsame, den Frieden, die Ruhe, das Erhabene usw. zum

Ausdruck bringen, sind aufs Reichhaltigste in den Dichtungen Lenaus zu finden. In „Zwei Polen“ ist das weite grenzenlose Meer der Ausdruck einer Stimmung des Friedens, der ebenso wie das Meer ohne Grenzen ist. Friede und Einsamkeit ist hier engstens verbunden:

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserheide
Wie einsam, abgeschieden.

Aus diesen zwei Beispielen, herausgegriffen aus einer Menge ähnlicher, die wir zum Teile noch zu besprechen haben, können wir Lenaus Vorliebe für das weite Meer und die majestätischen Alpen ersehen, wie denn dies auch die zwei Hauptmomente der Natur sind, die, wie er selbst an Schurz schreibt, seinen Natursinn gebildet haben.

Die bis jetzt angeführten Beispiele brachten uns folgende Stimmungen zum Ausdrucke: die nächtliche Stimmung der Ruhe, das Einsame des Hochgebirges, das Göttlich-Erhabene desselben, eine friedliche Meeresstimmung. Auch aus einem Waldbeispiel aus dem VIII. Waldlied können wir entnehmen, wie eine ähnliche Stimmung als reinste Wirkung der vor dem Dichter liegenden Natur sich entfaltet. Der letzte Sonnenkuß gleitet zitternd über die Blätter des Haines und aus den warmen Lenzeslüften steigt es dem Dichter entgegen, als ob hier die Liebe in der abendlichen Frühlingsnatur zugegen sei:

Abend ist's, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffenen Haine
Hör ich noch die Liebe schallen.

Eine Abendstimmung aus den „Novizen im Savonarola": Im Walde liegt ein Kloster; mit dem Rauschen der Bäume vermischt sich das friedvolle Tönen der Glocke von der Klosterkapelle und das Abendlied der gefiederten Sänger:

Sie hören nicht, wie vor der Zelle
Der Garten rauscht, der Vogel singt,
Sie hören nicht, wie schon das helle
Glöcklein Ave Maria klingt.

In den „Oden" wird uns eine Abendschilderung gegeben, die nicht allein als bloße Schilderung, sondern in der Hauptsache stimmungsvoll wirken soll und als solch, als Stimmung des abendlichen Friedens, sich in uns widerspiegelt. Dieses wird dann auch betont gleich zu Anfang des Gedichtes, und in herrlich poetischer Darstellung wird uns erzählt, daß die Nacht sich auf die Erde senkt:

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmerung zarte Verhüllung und sie
Lächelt, die Holde.

Hier ist die Beseelung der Natur dazu verwendet, um der Stimmung des Friedens zarten Ausdruck zu verleihen. An diese Friedensstimmung knüpft sich in dem Gedichte eine Stimmung der Liebe, denn der Abend neigt sich über die schlummernde

Natur, als ob er ein Vater wäre, der voller Liebe sein Auge auf ihr weilen läßt, und sein Odem, eine Verkörperung des Abendwindes, weht über ihr Antlitz. In dieser Beseelung von Abend und Natur sieht der Dichter gleichsam ein liebendes Zusammenpassen derselben:

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Über ihr Antlitz.

Noch ausführlicher wird dieselbe Stimmung in dem zweiten der Abendbilder gegeben. Die Vöglein auf dem Aste, die Sonne und der Wald, alles atmet sie. Die Rinderherde gibt dem abendlichen Stimmungsbild noch ihr besonderes Gepräge, und wir sehen wie die Landschaft durch diese hineingesetzte Tiergruppe eine Staffage erhält. Den Höhepunkt erreicht die Stimmung am Schlusse des Gedichtes, wo der Hirte, ganz unter dem Eindruck dieser erhabenen Stimmung stehend, seine Hände zum Gebet faltet. Ich setze das ganze Gedicht hierher:

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.
Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

„Abendheimkehr" gibt uns ein klares Bild einer Abendstimmung in der Natur, wo diese noch erhöht wird durch heimkehrende Landleute, durch das Bild der zum heimatlichen Stalle zurückkehrenden Kühe, durch die scherzenden Dirnen, durch den Jägersmann und schließlich noch durch den nach Hause wandernden Dichter:

Die milchbeladene Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt heim mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Wir können daraus ersehen, wie Tiere und Menschen eine wichtige Rolle spielen, sowohl zur Ausschmückung und Belebung der Landschaft, als auch

zur stärkeren Ausprägung einer Stimmung derselben. Freilich müssen diese sich auch dem Naturbilde anpassen, damit in solchem Falle der Zweck dieser Staffage erreicht ist.

In einer Faustszene „Der Abendgang" haben wir eine Abendstimmung im Hochgebirge. Hier werden wir bemerken, daß nur die Naturgegenstände einzig und allein beseelt sind und also keine lebenden Wesen beitragen, die Stimmung mehr zum Ausdruck zu bringen und wenn auch die Stimmung vom Dichter nicht wörtlich ausgedrückt ist, so geht sie doch aus der ganzen Art der Schilderung hervor. Eine ruhige Abendstimmung liegt über dem gewaltigen Alpenfelsen, die Blume schlummert und fühlt sich wonnig zu Mute in der lauen Frühlingsluft. Ein heiliges Schweigen liegt in der Natur und tief empfunden ist die Idee, daß auch die Vöglein, sinnend auf neue Lieder, in Ruhe versunken sind. Die durstenden Felsen träumen von einem klaren Quell. Die herrliche Natur geht unter in sprachloser Wonne. Über all dem liegt wie ein Hauch die Stimmung gebreitet:

Still hält der lichte Wolkenzug und schaut
Herunter nach der schönen Frühlingserde.
Nur manchesmal die blühenden Gestalten
Der Bäume selig rauschend sich vermengen.
Ein Windhauch, überschwellend, bricht das Schweigen,
Wie Wonneseufzer nimmer festzuhalten.

Im Gedichte „Die Waldkapelle" besitzen wir

eine der schönsten Herbststimmungen. Wir sehen den Wald im Herbstgewande, die Blätter fallen ab, ein kalter Wind saust durch die Äste, kein warmer Sonnenstrahl dringt mehr durch, und die Natur verstummt im Dämmerlichte. Die durch dieses Bild erregte Stimmung läßt nun die Sonne als „unfreundlich“ erscheinen, wandelt das Plätschern des Baches in ein banges Klagen, und betont an der Waldkapelle die Eigenschaften des Stillen, Längstverlassenen; sie beseelt die Natur und läßt sie schwermütig ihrem Tode nachsinnen, und weckt auch den Gedanken an menschliches Sterben:

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter.
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geschritten kommt allmählich schon der Winter,
Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt im Dämmerlicht
Schwermütig ihrem Tode nachzusinnen.
Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit, ein Gruß
Die längst verlassene, stille Waldkapelle.

Ein weiteres treffendes Beispiel von der Vergänglichkeit in der Natur, die nicht nur in einer Herbststimmung ihren Ausdruck findet, haben wir in dem Gedichte „Vergänglichkeit“. Das Naturgemälde ist in eine Sommernachtsstimmung getaucht, wozu der milde Schein des Mondes sein Licht spendet. Tiefes

Schweigen, manchmal ein Lüftchen, das die Tannenzweige bewegt, ist das einzige Leben in der Einsamkeit, die die verlassene Burgruine umgibt. Die Beseelung dieses Windhauches ist dann auch der Ausdruck einer Stimmung der Vergänglichkeit:

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeseelten, schönen Sommernacht
Die Burgruine, und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit".

In „Ahasver, der ewige Jude" wird uns ein Bild der Heide gezeigt. Lenau schildert uns hier die Stimmung in der Heide, die als still, arm und trübe bezeichnet ist. Das Weltabgeschiedene dieses Stückchens Erde haben wir hier deutlich vor Augen, es wird aber in diesem Falle herausgebracht durch ein Darstellungsmittel, das bisher noch nicht erwähnt wurde. Eine Oase liegt inmitten der weiten Fläche. Dadurch wirkt dieselbe noch ausgedehnter und tritt die Stimmung des Einsamen mehr in den Vordergrund. Wir können eine solche Gegenüberstellung der großen verlassenen Heide und der kleinen grünen Oase, die für sie den einzigen Gegenstand ihrer Liebe bildet, eine Folie in der Landschaftsstimmung nennen. Die arme Heide besitzt nichts als dies einzige grüne Geschmeide, das kühle Wäldchen in der Sandwüste und dadurch ist die Stimmung der Liebe bedingt:

Ein Wäldchen rauscht auf weiter, grüner Heide;
Hier lebt die Erde still und arm und trübe.
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hängen mag in Liebe.

Ähnlich wie die Stimmung des Einsamen in der Heide läßt uns der Dichter diese auch auf dem Meere nachempfinden. Das Gedicht „Meeresstille“ zeigt uns diese Stimmung in herrlich poetischer Ausführung, so daß sie auch in unserer Seele nachklingt. Kein Laut tönt über dem weiten Meere, Welle und Wind sind in Ruhe versunken, die Abendstimmung spiegelt sich in dem herrlichen Bilde der in das Meer untertauchenden Sonne und dem Himmel, der seine Ruhe auf dem Meere findet. Nicht die leiseste Bewegung der unendlichen Fläche. Der Eindruck dieses Bildes wird nun noch gesteigert durch ein einziges mit schlaffen Fahnen ruhendes Schiff. Das erweckt den Eindruck, als ob das Schiff selbst die Verkörperung der Einsamkeit sei und auch hier erhöht das eben angeführte Kunstmittel der Folie die Wirkung des Gesamteindruckes. Wir bringen hier das Beispiel:

Stille! — Jedes Lüftchen schweiget
Jede Welle sank in Ruh',
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.
Ob die Wolke ihn belüde
Allzu trübe, allzu schwer,
Leget sich der Himmel müde,
Nieder auf das weite Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles noch so weit,
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Die Stimmung, die dem Dichter aus der Natur entgegenströmt, veranlaßt ihn öfters, daß er im Verlaufe eines Gedichtes die darin vorherrschende Stimmung auch noch in einer Reflexion oder durch einen Vergleich oder sonst irgendwie zum Ausdruck bringt. Es stehen dem Dichter die verschiedensten Mittel hierfür zu Gebote und er kann dieselben auch in freierer Weise anwenden, indem er Reflexionen oder dergleichen an die Stimmungen nur anknüpft. Es können auch in einer reinen Naturstimmung Einzelheiten besonders betont werden, wodurch die ganze Stimmung dann wesentlich vertieft wird; dieses Darstellungsmittel hat den Zweck, der Naturstimmung eine höhere Weihe zu verleihen. Wir greifen zunächst einige Beispiele heraus, die uns Reflexionen zeigen.

In dem zweiten Teile der Reiseblätter „Der Urwald“ reitet der Dichter durch diese Wildnis. Es ist Abend geworden, kein Laut unterbricht die Stille. Er versenkt den Blick in die schwarze Undurchdringlichkeit, wo nur das Abendrot seinen milden Glanz als einziges Licht spendet. Er kommt zu der Reflexion, daß hier seit Jahrtausenden das Leben mit dem Tode eine ernste Wette kämpft und endlich doch der Tod den Sieg davonträgt:

Vermildernd schien das helle Abendrot
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.

Der zweite Teil von „Primula veris“ zeigt, wie diese Lenzesblume sich fromm dem ersten Winke des Himmels hingibt. Trotz des tötenden Frostwindes lebt ihre gläubige Seele fort:

Mag es verwelken,
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren.

Nachdem der Anfang des ersten Teiles der „Heidelberger Ruine“, wo des „Todes leiser Flügel weht“, eine Stimmung der Vergänglichkeit brachte, knüpfen sich im Verlaufe des Gedichtes an diese Stimmung wieder Reflexionen. Philomele singt ihr Klagelied, weil durch alle die Blüten eine kalte Todesmiene schaut; diese Nachtigall soll uns warnen, daß der Frühling uns nicht täusche:

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

In dem Gedichte „Vorwurf“ wird die allgemeine Frage aufgestellt, warum dem Beobachter bei dem Anblicke der hinwegziehenden Vögel Sehnsucht beschleicht und in seine Seele eine Klage dringt. Seine Klage ist aber unberechtigt; das Gedicht schließt mit der Reflexion, daß der Mensch selber

wandelhaft ist. Leidenschaften, die noch vor kurzem in ihm tobten, sterben in seiner Seele bald dahin:

Du klagst, daß bange Wehmut dicht beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft,
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft.

Eine Betrachtung über Gott ist die Reflexion, die als Grundgedanke das Gedicht „Frühling“ durchzieht:

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Tal,
O Gott, wie deine Schritte tönen
In tiefer Lust die Wälder stöhnen.

Eine ähnliche Reflexion, die sich auf das Göttliche bezieht, erhalten wir in dem vierten Teil der „Waldlieder“:

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sie dir vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

Ferner werden nun, wie wir oben erwähnten, aus solchen reinen Naturstimmungen auch Vergleiche geboren, die in dieser Darstellung alsdann den Höhepunkt einer Stimmung bilden. Der Dichter

kann diese in zwei verschiedenen Arten geben: entweder so, daß er sich der Natur gegenüber befindet und durch einen Vergleich die reine Naturstimmung zum Ausdruck bringt, oder auch so, daß er für eine jeweilige Darstellung die Natur heranzieht, um dadurch eine entsprechende Stimmung in uns anzuregen. Das erstere wird in der direkten Anschauung durch die Einschmelzung irgendwelcher Motive oder durch die Assoziationen, die sich an die bereits vorhandenen Naturdinge knüpften, gewonnen; das zweite entsteht nur durch die Assoziation, die sich an irgendwelche Dinge außerhalb der Natur knüpft, aber sich auf die Natur bezieht und dadurch wieder die Natur mit einer außerhalb derselben gelegenen dargestellten Handlung verbindet.

Für die erste Gattung solcher Vergleiche bietet uns das Gedicht: „An Mathilde" 2 Beispiele. Der Abend fließt wie eine besänftigende, melodische Musik in die Seele des Menschen. Hier folgen die herrlichen Worte des Dichters:

Schon verrauscht der Tag, und des Abends
sanftere Seele
Fließt wie süße Musik sänftigend uns in die
Brust.

Weiter heißt es in dem Gedichte von der Biene, daß sie von Blume zu Blume fliegt und das wird verglichen mit dem jenseitigen Leben, wo auch die Seele sich aufschwinget, daß sie durch immer neue Blüten sich erquicke:

Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu
Blume geschäftig,
Also wandelt die Seele dereinst von Blume
zu Blume.

Ein treffendes Beispiel entnehmen wir aus dem Gedichte in Faust: „Der See“. Vor Klostermauern ausgegossen liegt ein stiller See. Der Mond wirft seinen hellstrahlenden Schein auf den klaren Spiegel und durchdringt die unergründlich dunkle Tiefe. Diese geheimnisvolle Tiefe wird verglichen mit den Geheimnissen des Lebens:

Hell scheint der Mond, es spielen leisen Bebens
Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See.
Wie über den Geheimnissen des Lebens
Und seiner Tiefe ungeahntem Weh.

In einem weiteren Beispiele kommt bei dem Anhören des murmelnden Baches eine Assoziation zustande. Der Dichter tritt in einen Eichwald und hört dort ein Bächlein murmeln. Die nun entstehende Stimmung zeigt sich in dem Gedanken, als ob das leise Flüstern des Baches gleichkäme der leisen Stimme des betenden Kindes. In diesem Gedichte „Der Eichwald“ heißt es:

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört ich leis und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind.

Wenden wir uns zu der zweiten Gattung, so ist in dem folgenden Beispiele ein Pilger vorgeführt, an den sofort eine Assoziation geknüpft wird, die

sich auf die Natur richtet. Er steht sinnend da und seine Träume führen ihn in die Ferne, wo Palmenbäume säuseln. Der Pilger wird so dargestellt, als ob er das ersehnte heilige Land geschaut hätte. Es ist begreiflich, daß zunächst in seiner Phantasie Palmen auftauchen und daher ist dieser Vergleich psychologisch richtig gewählt:

Wie entrückt in fernem Lande
Über Berg und Meeresflut
Steht ein Pilger: Seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume.

Das Schuldbewußtsein wirkt in den Seelen mancher Menschen so heftig, daß jede Freude durch den Druck desselben ihnen getrübt wird. Der Gedanke: „Hätt ich's nicht begangen" — folgt ihnen wie ein Dämon und läßt sie nie los. Nur manchmal kommt ein schöner Traum und bringt Vergessen. Eine solche Darstellung gibt uns das Gedicht „Die Führer" aus der Dichtung: „Die Albigenser" und wir sehen, wie für die Träume ein Naturvergleich herangezogen wird:

Nur selten mag ein Traum die stillen Wunden
Wie Morgenluft, die einst gefächelt, kühlen.

„Im Schlachtfelde", eine der Szenen aus derselben Dichtung „Die Albigenser" ist der Papst Innocenz gequält von all den Greueln, die er durch sein Handeln begangen hat. Hier ist es das Auftauchen der quälenden Gedanken an diese Greuel, das in äußerst prägnanter Weise mit einem Naturvorgang verglichen wird:

Da springen die Gedanken ihm hinein
Wie aufgeschreckte Unken in den See.

Ein anderes Mal in der Szene „Alfar“ derselben Dichtung haben wir es mit einem ähnlichen Vergleiche zu tun. Die wilden Bäche lassen nach dem Gewitter Steingerölle zurück. So verhält es sich mit dem wilddurchströmenden Gefühle des Hasses in einer Seele, wo nur dieser als letztes einzig und allein bleibt:

Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend’ger Wiesenfläche
Nur Steingeröll zurückgelassen,
Ließ ihm den Tod zurück sein wildes Hassen.

Nachdem wir nun die Darstellungsmittel der Reflexionen und Vergleiche behandelt haben, bleibt noch die letzte Art übrig zu besprechen. Wie wir im Anfang dieses Abschnittes erwähnten, kann der Dichter auch in der reinen Naturstimmung Einzelheiten besonders betonen, um dadurch in die Stimmung eine noch größere Vertiefung hineinzulegen. So wird in dem folgenden Beispiele die Naturstimmung dadurch vertieft, daß der betreffende Ort als geeignet erscheint für ein der Stimmung entsprechendes, unser Mitgefühl weckendes, menschliches Tun. Hier das Beispiel: Im Gedichte „Asyl“ wird dem Leser eine traurige Natureinsamkeit vorgeführt. Hohe Klippen, ein paar kümmerliche Föhren, nichts von freudigen Gesängen des Frühlings — alles trüb und leer. Der Geier selbst entflieht der trostlosen Einsamkeit. Der Bach darf

der Welt nichts erzählen von dieser geheimnisvollen Öde. Dann heißt es:

> Denn die rauhen Felsen sorgen,
> Daß noch eine Stätte bliebe,
> Wo ausweinen kann verborgen
> Eine unglückliche Liebe.

In „Zwei Stimmen“ aus dem Gedichte: „Liebe und Vermählung“ verlangt nach einem schwülen Tage der sonnendurchglühte Berg nach der Wolke, er sehnt sich, sie in seinem heißen Busen aufzunehmen. Denn nach dieser himmlischen Erquickung würde all das, was noch schlummernd in ihm ruht, neu aufblühen. Die Stimmung aus dem Bilde wird nun dadurch vertieft, daß die Vorstellungen von Liebe und Vermählung herangezogen werden. Die zweite Stimme in dem Gedichte spricht von Vermählung und Liebe bei der Rose und dem Bache. Die können noch mehr erzählen von dem wandelbaren Liebeslose. Im weiteren des Gedichtes wird noch von der Rose berichtet; es schließt mit dem Verlassensein der dahingewelkten Blume:

> Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose:
> Sie mögen dir von Liebe und Vermählen,
> Die wandelbaren, täuschungsvollen Lose
> Getreuer viel, als Berg und Wolk' erzählen.
>
> Die Rose lauscht ins liebliche Getose,
> Umsungen von des Haines süßen Kehlen,
> Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
> Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! so lang der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
So lang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davongetragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

IV. Abschnitt.

Die Naturdarstellung mit individueller Verwertung.

Aus dem vorhergehenden Abschnitte konnten wir ersehen, daß die vom Dichter wiedergegebene Stimmung aus der Landschaft der Ausdruck ist, den er wählt, um die vielen einzelnen psychologischen Wirkungen als ein Ganzes zusammenzufassen. Der Abschnitt behandelte aber nur solche Fälle, in denen der Dichter mit unbefangener, willig dem Eindruck der Dinge entgegenkommender Empfänglichkeit die Stimmung der Landschaft wiedergibt, ohne irgendwelche Momente, die aus seinem persönlichen Leben stammen, hinzuzufügen. In einer anderen Gruppe von Beispielen tritt seine eigene Persönlichkeit in ihrer individuellen Bestimmtheit stärker hervor. Das kann in doppelter Weise geschehen: entweder so, daß er ohne mitgebrachte individuelle Stimmung in die Natur hineintritt, aber von dieser zu einer Verwertung rein persönlicher Dinge durch die psychologische Wirkung des Bildes veranlaßt wird, oder so, daß er mit momentan stark persönlich beeinflußten seelischen Bewegungen in

die Natur hineintritt und jetzt umgekehrt von vornherein seine individuelle Stimmung mit der Natur verbindet; im ersten Falle ist es von der Natur aus ein „Wachrufen“ individueller Stimmungen, im anderen Falle ist es von dem Dichter aus eine „Verschmelzung“ seiner mitgebrachten Stimmungen mit dem Natureindruck. Zunächst werden wir nun wieder an geeigneten Beispielen zeigen, wie Lenau als Beobachter einer Landschaft durch dieselbe psychologisch berührt wird und irgendwelche, auf sein persönliches Leben bezügliche Vorstellungen oder Gefühle durch den Eindruck des Gesehenen bei ihm hervorgerufen werden, auch ohne daß er eine individuelle Stimmung irgend einer Art mitbrachte. Ein friedevoller Wald mit einer Fülle von Stimmungen wird uns im Gedichte „Reise-Empfindung“ vom Dichter geschildert. Aus silbernen Birkenstämmen blinkt ein Waldhäuschen. Die Fenster glänzen im roten Morgenlicht, die grüne Rebe klettert am Hause empor, Berge bekränzen sich mit Rosen, Vöglein singen; das alles atmet einen tiefen Frieden. Es wird nun im Dichter das Gefühl erweckt, daß er in solch lieblicher Natur ein Liebesglück finden möchte. Er fühlt sich hier ganz glücklich und vertieft sich in diesen Gedanken. Doch nicht lange ist ihm dies glückliche Gefühl vergönnt. Schon glaubt er, daß die Türe des Häuschens sich öffnet und sein Liebchen heraustreten wird — wie bitter enttäuscht ist er aber, als ihm ein Jäger mit seinen bellenden Hunden

entgegentritt. Am Schlusse dieses Gedichtes hören wir denn auch, wie seine heitere Stimmung sich in Trauer verwandelt. Wir lassen einen Teil des Gedichtes folgen:

Wie da im roten Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Tal
Mit Rosen sich bekränzten.
Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen;
Daß mir der blaue Himmel schien
Ins Tal herabzusingen.
Da meint' ich schon, das Fenster soll
Sich freundlich mir erschließen,
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.
Doch sieh, da öffnet sich die Tür,
Der Zauber war geschwunden.
Es trat ein Jägersmann hierfür
Mit nachgesprengten Hunden.
Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück
Und traurig ging ich weiter.

In einem weiteren Beispiele befindet der Dichter sich auf dem Meere: „Seemorgen". Das Meer dehnt sich ins Grenzenlose und davon wird in ihm das Sehnsuchtsgefühl erweckt:

Soweit nach Land mein Auge schweift,
Seh ich die Flut sich dehnen,

Die Uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Ein anderes Mal liegt in dem Gedichte: „Wanderer und Wind“ das Meer tagelang in regungsloser Stille und weckt dadurch im Dichter die Sehnsucht nach dem Rauschen des Windes; diese Sehnsucht erinnert ihn an frühere Erlebnisse auf der Jagd:

O Wind nach deinem Rauschen
Sehnt ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Das Gewitter findet wiederholt seine Verwendung in Lenaus Gedichten, auch da, wo in ihm rein persönliche Dinge erweckt werden. Hierfür finden wir ein geeignetes Beispiel im dritten Liede der Waldlieder. Die fallenden Regentropfen bringen dem Dichter die Erinnerung an Tränen, die aus lieben Augen strömten:

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Der Dichter reitet durch einen „Urwald“ im Gedichte des gleichen Titels; leise bewegt der Wind das dürre Herbstlaub, die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Er steigt ab und tränkt sein müdes

Roß an einer Quelle. Die lautlose Stille, das grauenvolle Dunkel wird nur etwas erhellt von den letzten Strahlen der Abendsonne. Das alles ist dazu geeignet, in Lenaus schwermütiger Seele einen Widerhall zu erwecken. Jahrtausende hat in dieser Wildnis das Leben vergeblich versucht, die Siegeswette dem Tode abzuringen — aber es mußte unterliegen. Die Moderstämme sind starre Todesfinger, die das Leben in ihrer Faust umklammert halten. Diese Stimmung des Vergänglichen wirkt so stark auf die dichterische Seele ein, daß der Dichter Gedanken über sein persönliches Leben unmittelbar mit dieser Wirkung verbindet. Nun richtet er die Frage an sich, wann auch die Zeit für ihn kommt, wo er dem Tode verfallen ist; er fühlt schon jetzt dessen kühle Hand und sinnt weiter nach über die Vergänglichkeit seines Lebens.

Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen, wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt es kühler schon im Herzen fließen.

In dem Gedichte „Meeresstille“ aus dem Zyklus Reiseblätter ist der Dichter so hingenommen von dem Eindruck des nächtlichen Meeres, daß er meint, auch der Sturm mit seinen Donnerschlägen könnte ihm nicht so tief das Herz bewegen; und dieser Eindruck der nächtlichen, schweigenden Flut weckt ihm dann „eigenes Träumen“.

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;
Daß, im Schutz geschlossenen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimnis heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Oft besingt Lenau den Herbst; ist ja doch die Natur dann immer eine einzige Klage. Er lauscht dem Quell, der seine leise, traurige Melodie ihm zuflüstert und in ihm die Erinnerung erweckt an einen verstorbenen Freund: „Herbstabend".

Und eines toten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets; wir sehen uns nicht wieder.

In einem Gedichte aus dem Zyklus Atlantica, das auch den Titel „Meeresstille" trägt, wird dargestellt, wie der Dichter sich so einsam und verlassen fühlt auf dem weiten Meere; er fragt sich nun, ob es auf dem Grunde wohl auch so traurig still sei, wie an der Oberfläche. Namenloses Weh überkommt ihn und er ruft klagend aus:

Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still?
Wie mich oft in grünen Hainen
Überrascht ein dunkles Weh,
Mußt ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Einen frischen Frühlingsmorgen zeigt uns in leuchtenden Farben „Frühlingsblick“. In stimmungsvollster Schilderung ist hier die Natur mit Reflexionen verknüpft; der froh lauschende Baum will das jung erwachte Leben genießen, auch er will leben und Teil haben an der Freude. Kein Blümlein bleibt unvergessen vom Himmelstau und wird getränkt davon; auch der Vogel gedenkt in süßem Hoffen der himmlischen Liebe. Das ganze Frühlingsleben durchweht des Dichters Seele und weckt in ihm die Reflexion, daß auch seine Seele von dem Strahl des allbezwingenden Lebens getroffen und dieser frühlingsmächtig in ihn eingedrungen ist.

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Tau getränket,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;
Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen. —

Bringt der Dichter eine ganz individuelle Stimmung von vornherein in die Natur mit, so wird diese mit den Eindrücken der Landschaft verschmolzen und wir haben es mit der zweiten Gruppe von individueller Betätigung des Dichters der Natur gegenüber zu tun. Seine Seele ist in dem Gedichte „Nach Süden“ von Sehnsucht erfüllt und dieses Gefühl begleitet ihn auf seiner Wanderung durch den Wald. Die ihn beherrschende Stimmung legt er in die Natur und es sind infolgedessen alle Dinge dort von ihr aus gefärbt. Es kommt eine totale Vermischung von des Dichters Persönlichkeit und der ihn umgebenden Natur zustande. Da Lenau sehr häufig von einer aus seinem Innern kommenden Stimmung der Trauer beherrscht ist, so ist diese Art der Naturschilderung bei ihm durch viele Beispiele vertreten. Das oben gemeinte lautet:

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts
Nach des Donners fernen Schlägen
Dort nach Süden will mein Herz.

Die Glut seiner reichen, poetischen Natur-

schilderung findet immer wieder einen neuen, prägnanten Ausdruck. Tiefe Wehmut atmet das Gedicht „Dein Bild“. Das Bild seiner hoffnungslosen Liebe strahlt ihm aus jedem Strauch entgegen, wenn die Sonne hinter den Bergen versinkt und ihr letzter Schimmer die Gipfel feurig beleuchtet:

Die Sonne sinkt, die Berge glühn
Und aus des Abends Rosen
Seh' ich so schön dein Bild mir blüh'n,
So fern dem Hoffnungslosen.

Auf einer nächtlichen Wanderung erzählt der Dichter im Liede des gleichen Titels, wie das Bild seiner toten Braut ihn begleitet, er findet für seinen Schmerz keinen Trost So wird das Schäumen des Baches ihm zur Todeslockung, doch er widersteht, weil er des Versprechens gedenkt, das er seiner Braut in ihrer letzten Stunde gegeben hat:

Da unten braust der wilde Bach
Führt reichen, frischen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!“
Das klingt so lieblich wie Musik,
Wird wo ein Paar getraut;
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der toten Braut.

Die Färbung der Natur durch die vorhandene Stimmung tritt besonders deutlich hervor in den Schilfliedern. Es ist ein Zyklus von kleinen Gedichten, die aber eine so vollkommene Art der

Darstellung seiner Seelenstimmung zeigen, daß wir wohl jedes Gedicht davon einer näheren Analyse unterziehen müssen. Im ersten Liede ist der Tag entschlafen und an dem stillen Weiher hängen die Weiden ihr langes Gezweig in das Wasser. Eine traurige, melancholische Stimmung ist über das Ganze ausgegossen, denn die persönlichen Gefühle des unglücklichen Dichters sind engstens mit der Natur verschmolzen:

Und ich muß mein Liebstes meiden.
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden
Und im Winde bebt das Rohr.

Das zweite Lied sagt, daß es Nacht geworden ist, eine sternenlose Nacht. Der Teich bleibt dunkel und kein Sternenlicht erhellt ihn, am Himmel jagen nur schwarze Wolken. So ist es auch mit der Liebe seiner verlorenen Braut:

Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

Der holde Gesang seines Liebchens tönt aus Rohr und Busch. So wird es im dritten Liede besungen und die zarte Weise verklingt in den Wellen des Weihers.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

Im vierten Liede hört man das Rollen des Donners über dem See. Der Sturm erhebt sich, Blitze

zucken am Firmament, ihr vergängliches Licht zittert in dem aufgewühlten Wasser. In diesem zauberhaften Scheine glaubt er seine Braut zu sehen; ihre Haare flattern im Winde. Der Mond in seinem holden Glanze bescheint im fünften Liede den stillen See. Diese Stimmung ist prachtvoll wiedergegeben. Alles atmet eine tiefe, einsame Ruhe. Der Dichter gedenkt zuletzt der Geliebten und durch seine Seele zieht ein frommes Nachtgebet.

Es ist eine große Fülle von abwechslungsreichen Bildern aus der Natur, die für die immer wiederkehrenden Gefühlsausdrücke der Wehmut und des Weltschmerzes bei dem Dichter verwendet werden und es würde uns eine Unmenge solcher Beispiele zu Gebote stehen, die aber alle Gleichartiges enthalten. Wir führen noch einige davon an. „An die Wolke.“ Der Dichter ruft sie, die schnell vorüberziehende, an, stillzustehen bei seinem Leide und Kunde zu bringen seiner Braut, daß die Wunde, die ihm ihre Treulosigkeit schlug, immer noch blutet, die Wolke soll sie mahnen an ihre Schwüre, die sie gebrochen hat und Regen, Donner und Blitz sollen ihr Helfer sein bei dieser Aufgabe. Auf das Tiefste empfunden ist das kleine Gedichtchen „Der schwere Abend“. Lenau geht mit der Geliebten in einem Garten auf und ab. Die dunkle Nacht ist Zeuge seiner trostlosen Liebe. Beim Scheiden überkommt ihn der Wunsch, daß der Tod für sie beide eine erfüllte Bitte sein möge. Ein anderes Mal wird uns mit wenigen Worten ein

einsames Waldplätzchen geschildert, wo wild verwachsene Fichten stehen und ein Quell leise klagt. Dies ist gerade der richtige Ort für des Dichters Melancholie.

Einsamkeit.

Wild verwachsne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort,
Für dein schmerzliches Verzichten!

In dem Gedichte „Waldgang“ finden wir eine Betrachtung des Wiedersehens im Jenseits, nachdem der vom Schmerz erfüllte Dichter den Wald als Tröster aufgesucht hat.

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Die Verschmelzung seiner persönlichen Gefühle, diesmal aber von befriedigter Liebe im Frühlingswald, finden wir im Gedichte „Erinnerung“. In seinen Gefühlen der Wonne erzählt das Bächlein ihm vom Paradiese.

Eine kleine Anzahl Beispiele soll noch angeführt werden, um zu zeigen wie Lenau zum besseren Ausdruck seiner Stimmungen wieder Vergleiche wählt. Auch hier begegnen uns in Schwermut getauchte Bilder, so im Gedichte „Dein Bild“. Lenau ist im Gebirge. Es soll hier nicht die Aufgabe sein, die Naturbilder als ganze Gemälde zu behandeln; wir haben dieselben Schilderungen von

Mond, Gebirge, Wald, Bach und dergleichen, wie sie im ersten Abschnitte angeführt sind. Beim Anblicke einer flüchtenden Gemse aber gibt sich die Verschmelzung kund in einem Vergleiche. Denn wie das Flüchten der Gemse, so eilt auch ihm die Freude fort:

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden;
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Wenn die Blätter fallen und die wehmütige Herbststimmung sich über die Fluren breitet, dann ist die Natur in vollster Harmonie mit des Dichters persönlichen Gefühlen. In „Herbstklage" gehen Seufzer der Natur durch die Haine. Es erfüllt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Bestehenden. Der Wald flüstert ihm zu: Hat dein Herz sein Glück gefunden? Seine Reflexion geht nun dahin, daß er nie sein Glück finden und mit jedem neuen Jahre sein Hoffen immer mehr schwinden wird:

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

In einer „Winternacht" ist seine Schwermut mit der starren Kälte verbunden. Er wünscht sich, daß der Frost ihm ins stürmische Herz frieren möge, damit, wie dort in der eisigen Kälte der Nacht, auch bei ihm die Ruhe eintrete. Die Verschmelzung von Lenaus Melancholie mit der Natur wird

treffend zum Ausdruck gebracht im Gedichte „Herbstgefühl“:

Wie der Wind zur Herbsteszeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

In „Erinnerung“ aus den Jugendgedichten wird der Herbstwind wieder in anderer Weise für seinen Weltschmerz verwertet:

Erinnerungsvoller Baum, du stehst in Trauer;
Dein Laub ist welk, mein Leben ist es auch.
Mein Herz durchziehen bange Wehmutsschauer
Wie dein Gezweig des Herbstes kühler Hauch.

In tief empfundenen Worten gedenkt Lenau in dem Gedichte „An einen Jugendfreund“ eines Freundes und verflicht mit der Erinnerung an diesen die Natur.

Gleichwie Nachtlüfte weh'n in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren;
So sollte dieses Leid mit seinem Trauern
Durch seine reiche Freudenblüte schauern.

V. Abschnitt.

Die Verwertung der Natur für die Darstellung bestimmter Gestalten.

Wir haben aus dem IV. Abschnitte ersehen, wie der Dichter die Natur für die Gefühle verwertet, die im engsten Zusammenhange stehen mit seinen persönlichen Erlebnissen und Gedanken. Dem gegenüber steht nun die hie und da vorkommende Verwertung der Natur für die Darstellung bestimmter Gestalten, die sich von ihm abgelöst haben. Will der Dichter uns solche mit ihren Stimmungen und Schicksalen vorführen, so wählt er zuweilen, je nach der Art seiner dichterischen Darstellung eine entsprechende landschaftliche Szenerie, in die er sie hineinstellt. Diese Szenerie kann dabei entweder dem Charakter der Personen, ihrer Stimmung oder der Stimmungswirkung der Ereignisse sich anpassen und so den Eindruck aller dieser steigern, ihn gewissermaßen mit ihrem eigenen Stimmungsgehalt tragen, oder sie kann auch einen Gegensatz zu den Personen oder Ereignissen bilden und deren Eindruck durch eine Kontrastwirkung verstärken. Eine dritte Darstellungsart übermittelt uns die

eigenartige Auffassung der Natur, welche der Dichter seinen Gestalten leiht. Schließlich kann er die Natur für seine Personen auch noch so verwerten, daß er den Naturdingen ein bestimmtes Gepräge gibt und sie dadurch zu Symbolen für die Gefühle seiner Gestalten macht. Wenden wir uns zunächst zu der ersten Art der erwähnten Darstellungen, so haben wir in der Dichtung „Klara Hebert“ eine Gewitternacht, in der als auftretende Personen zwei Mörder erscheinen. Diese von Richelieu gedungenen Werkzeuge sind dazu bestimmt, Johann von Polen und seinen Freund zu ermorden. Vor den auf hohen Felsen gelagerten Kerkermauern weilt Johanns Geliebte, Klara Hebert, als Page verkleidet, ihn mit Hilfe ihres Vetters zu retten. Dies geschieht denn auch, indem die Bösewichte in den Abgrund gestürzt werden. Zu der ganzen Handlung gesellt sich nun als Hintergrund eine äußerst stimmungsvolle Naturszenerie. Zunächst regt sich die Vorahnung der herannahenden, geplanten Katastrophe in der Natur als Vorboten eines aufziehenden Gewitters:

Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;
　Und die freien Wetterwolken
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre hönische Gesichter
In den Kerker auf die Beiden.
　Brausend fliegt des Todes Jagdhund,
Sturmbergan in wilder Eile,

Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.
Immer wird der Himmel dunkler,
Und schon ist die Nacht vollkommen;
Wie von einer finstern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Wir hören nun im weiteren Laufe der Erzählung, wie das Gewitter immer mehr an Heftigkeit zunimmt, bis endlich während des wildesten Wütens die beiden Mörder erscheinen:

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die umraset von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen
Zum Gefängnis aufzuklettern?
Richelieus geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Taten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Jetzt folgt ein Zwiegespräch zwischen dem Hauptmann, der an Bosheit und List seinem Gebieter Richelieu noch überlegen ist und seinem Handlanger, der ihm durch die Nacht der Sünde folgt. Der Hauptmann teilt ihm mit, daß heute die letzte Nacht der zwei Polen sein wird und wie sie sterben sollen, nämlich in erstickendem Schwefeldampf, damit es den Anschein haben soll, als ob die zwei Polen in dem schweren Gewitter ihren Tod gefunden haben:

Morgen heißt es: In den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordtat unsrer Hände;
Und der wütet heut so närrisch,
Daß er's selber glaubt am Ende!

Nun folgt die Entscheidung, indem die als Page verkleidete Geliebte des Gefangenen mit ihrem Vetter die grausame Tat verhütet. Wir sehen aus diesem Beispiele, wie der Dichter zu der Handlung eine äußerst passende Naturszenerie wählte, um durch die Gewitterstimmung einerseits und die verschiedenartige Seelenstimmung der auftretenden Personen andererseits eine packende Darstellung der Handlung zu bewirken. Später in der vorletzten Szene (Sehnsucht) gibt der Dichter für Klaras sehnsüchtige Stimmung als Hintergrund eine Mondnacht mit stillem Meere; wie er dann ausdrücklicher ihren Gram betont, wandelt er auch die Dekoration in trübe Nacht mit anrollenden Wellen:

Oft in heitern, schönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
Wandelt Klara, sein gedenkend,
An dem Strand mit leisem Weinen;
Horchet in die Meeresweiten,
In die stummen, regungslosen;
Keine fernen Ruderschläge? —
Keine Lieder der Matrosen? —
Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen ans Gestade,
Wandelt Klara still und einsam
Ihres Grams geheime Pfade.

In den letzten Szenen dieser erzählenden Dichtung sehen wir dann noch Johann von Polen und Klärchen inmitten einer lieblichen Natur, welche die Stimmung der zwei Liebenden in der dichterischen Darstellung recht zum Ausdruck bringt.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verräterische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen; —
Wandeln sie auch heute wieder.

Von den lyrisch-epischen Dichtungen müssen wir Lenau's Faust in diesem Abschnitte einer genaueren Analyse unterziehen. Wir heben diese Dichtung hier besonders hervor, weil außer in der Dichtung „Klara Hebert" in den anderen, größeren episch gefärbten Darstellungen das lyrische Empfinden des Dichters mehr zurücktritt. Diese sind größtenteils der Geschichte oder irgend einer Begebenheit, die sich zugetragen hat, sei es auch in Form einer Sage, wie bei „Anna", entnommen, und da hier bei Lenau die rein historischen und erzählenden Stellen vorherrschen, tritt infolgedessen bei ihm

die Natur zurück. Wenn es in dieser Untersuchung auch nicht unsere Aufgabe ist, den Wert von Lenaus Dichtungen im allgemeinen festzustellen, denn uns interessieren im engeren Sinne ja nur deren Einzelheiten mit besonderer Berücksichtigung der Naturschilderung, so möchten wir dennoch hier bemerken, daß der Gesamtwert von Lenau's Faust weit über dem seiner anderen größeren Dichtungen steht. Vor allem gilt das für die in dieser Dichtung verwertete Naturschilderung. Der Faust bietet uns eine Fülle von Beispielen dafür, wie Lenau es versteht, uns Gestalten — hier Faust und Mephisto — auf einem Naturschauplatz vorzuführen.

In der Szene: „Der Tanz“ vollführt Mephisto eine seiner teuflischen Künste, indem er die Bauern in der Dorfschenke durch sein Geigenspiel im tollen Durcheinander mit wilder Leidenschaft umhertanzen läßt. Auch Faust befindet sich unter den Tanzenden und hält eine hübsche Brünette feurig umschlungen, und sie walzen durch die offene Türe durch Flur und Garten zum Wald hinaus. Hier haben wir nun wieder auf das allertreffendste eine Darstellung, wo das Naturgepräge sich ganz der Stimmung der auftretenden Personen anpaßt, denn der Wald ist der Schauplatz, wo Faust und sein Liebchen ihren Liebestraum träumen. Die letzten Geigentöne durchsäuseln die Bäume und geben die Begleitung zu ihrer Liebeslust — duftige Büsche, flötender Nachtigallengesang in der lauen Lenzesnacht:

Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall,
Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt,
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

In düstrer Stimmung finden wir Faust am Ufer eines Weihers in der Szene „Der See". Auch die Nacht ist in ernstes Schweigen versenkt und in der lautlosen Ruhe hört man das leise Geräusch der fallenden Blätter. Eine Abendstimmung liegt über der Landschaft und Faust mit seinen trostlosen Gedanken blickt stumm in den See. Die Naturszenerie ist der Ausdruck einer unbewußten Sehnsucht, in welcher sich die unglückliche Seele Fausts abspiegelt:

Versenkt ist auch die Nacht in ernstes Schweigen,
Man hört es, wenn im Klostergarten sacht
Ein früh gewelktes Blatt entfällt den Zweigen,
Wenn auf dem See ein Lüftchen halb erwacht.
Seltsame Töne aus dem Schilfe dringen,
Und manchesmal das Schweigen unterbrechen;
Die Vögel dort von Wanderzügen sprechen
Im Traum und regen sehnsuchtsvoll die Schwingen.
Zum See hinstarrend hat sich Faust verloren
In stummes Trauern, daß er ward geboren.

In der Szene „Der Mord“ hat Faust im Zorne einen Menschen erschlagen; und dieser Unmut und Ingrimm, der in ihm tobt, findet seinen Widerhall in der wildbewegten Natur, welche den Ort der Mordtat umgibt; diese bietet zugleich eine hebende Folie für den Eindruck der Leiche:

Und draußen steigt des Sturmes laute Wut,
Es rauscht der Wald, es knarrt der Wetterhahn,
Und an die Klippen stürzt die Meeresflut;
Vorbei am Fenster schießen mit Geschrille
Die Möven und die Donner schlagen ein.
Doch mag, o Faust, das schrecklichste dir sein
Der Tote da, mit seiner tiefen Stille.

Zum letzten Male weilt Faust am Grabe seiner Mutter in der Szene: „Der Abschied“. Er spricht in diesem Monologe seine Sehnsucht aus; bevor das Meer ihn umtrauert und der Wolken ziehendes Heer in ihrer trüben Wildheit ihn erbeben läßt, will er noch einmal vom Grabe der geliebten Mutter Abschied nehmen. Er wundert sich wie rasch ihm die Hoffnung des Wiedersehens schwand. Noch einmal gedenkt er seiner Jugendzeit, wo die Mutterliebe ihn voller Güte umfing und die Teure für eine hoffnungsvolle Zukunft ihres Sohnes stille Wünsche hegte. Das waren noch Frühlingszeiten, und nun tritt die Natur selbst in herbstlicher Kahlheit mit ihrer Mahnung an ihn heran, daß der Mutter Hoffen ein fruchtloses gewesen sei. Freilich wird die Natur hier zunächst zum Zweck eines Vergleichs herangezogen, sie paßt

aber auch in ihrer Stimmung zu Fausts Gefühlen:

Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?
Wie einst durch diese Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun steht im Mondenstrahl
Der Strauch so dürr und kahl,
Der einst so grün, getroffen
Vom kalten Herbsteswind;
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind. —

Die letzte Szene, in welcher der Untergang Fausts behandelt wird, zeigt uns, wie der Dichter sich diesem Vorgang anpassend auch den Schauplatz gewählt hat. Faust sitzt auf einem Felsen, und unter ihm braust das Meer in wildem Sturme. Er ist ganz versunken in seinen Weltschmerz und beneidet die ungestüme Welle und den Blitz. Nirgends ist ihm eine Heimat; die innere Ruhelosigkeit bringt er wohl in einer Reflexion zum Ausdruck, aber sie ist eben nur Ausdruck seiner Seelenstimmung, die vollständig zu dem Eindruck der Naturumgebung paßt:

Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert,
Mehr Heimat haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Ähnlich, wie wir einmal im „Faust“ eine

Liebesstimmung in der Natur ausgeprägt finden, ist auch in dem dramatischen Gedicht „Don Juan“ eine solche Übereinstimmung vorhanden. Don Juan reitet mit Gracioso in einer Frühlingsnacht durch den Wald und ist von Liebesglut erfüllt. Tief poetisch wird das Sternenlicht besungen, indem dasselbe durch das junge Grün scheint, das im Winde leise bebt. Die Frühlingsluft wirkt mächtig auf ihn ein und entfacht mit doppelter Gewalt die in ihm ruhende Lebensfreude.

Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefacht.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte, junge Laub im Windesbeben,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg und Klüfte,
Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt;
Vertausendfachen möcht' ich meine Brust
Für all die Fülle dieser Frühlingslüfte.

Wie schon erwähnt, befinden sich in den anderen größeren Dichtungen wenig Naturszenerien. Als einziges Beispiel wollen wir nur eine charakteristische Probe eines Schlachtfeldes aus „Ritter und Mönch“ in den Albigensern erwähnen.

Die Schlacht ist verrauscht und die Sieger sind fortgezogen. Nur ein Ritter ist zurückgeblieben und schaut voll Wehmut sein treues Pferd an, das

für ihn den Lanzenstoß aufgefangen hat. In der Ferne klingt das Schlachthorn und in der mutigen Seele des sterbenden Tieres zuckt noch ein letztes Aufflackern. Der Ritter hält ihm die Leichenrede, die Geier haben noch nie solch edles Blut gekostet. Mit dem Pferde vereint liegen die Scharen erschlagener Kämpfender, und auf Freund und Feind fällt das Friedenslicht des Mondes. In diese Stimmung hinein spielt nun auch die Natur, deren Trauer sich vermischt mit der öden Verlassenheit des Schlachtfeldes. —

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
Hin über's Feld, sie wirbeln und sie flieh'n
Den Toten um die stillen Häupter hin,
Wie Schatten von verlornen Lebensbäumen.

Ein anderes Mal in derselben Dichtung in „Alfar" hat der Beschauer eine düstere Vorahnung von dem, was sich vielleicht noch an demselben Tage abspielen könnte. Noch scheint aber die Natur im Glanze der Sonne. Wir kommen mit diesem Beispiele zu der zweiten Gruppe von Darstellungen, wo der Naturcharakter einen Kontrast bildet mit der Seelenstimmung der auftretenden Persönlichkeit, in diesem Falle mit der Gedankenrichtung des Beschauers:

Zur Abendzeit der Ritter stand
An seines Schlosses Felsenrand.
Die Sonne leuchtet in das Tal
Und lächelnd schaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte spricht:

„Es ist umsonst, bemüh' dich nicht
Die Flur zu schmücken und zu nähren,
Die sie vielleicht noch heut' verheeren."

Die Dichtung „Savonarola" enthält in einem ihrer Kapitel „Die Pest" eine der packendsten Darstellungen durch den schroffen Gegensatz zwischen einer lieblichen Natur und zwei Freunden, die mit Fassung hier dem drohenden Pesttode entgegengehen. Sie wollen den vorangegangenen Freunden noch einen Trunk als letzten Gruß darbringen und begeben sich zu diesem Zweck in einen mit klassischen Statuen ausgeschmückten Garten. Es folgt nun eine in den frischesten Farben gemalte Frühlingsszenerie:

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niedersehn,
Wie sie gesehn in alten Tagen
Denselben Jammer zu Athen;
Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz gestört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles vorübertrug.
Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer, ihre schwanken Kerzen,
Versteckten Rosen ins Gesicht.
Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimnis bald,
Das süße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeflimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Der Kontrast zwischen dieser Frühlingspracht und der zwar gefaßten, aber doch von der Erwartung des Todes ernster gefärbten Stimmung schwindet allmählich; die Freunde geben sich dem Zauber hin, reine Freude beginnt in ihre Herzen einzuziehen. Da bringt Lenau einen zweiten, äußerst wirksamen Kontrast; durch die herrliche Frühlingsnacht tönt von jenseits der Gartenmauer her das dumpfe Rollen des Leichenwagens mit dem begleitenden bedächtigen Pferdeschritt, und dieser Ton wirft die Freunde heraus aus ihrer glücklichen Stimmung in ein dumpfes Grollen, während rings herum nach wie vor der Frühling lacht:

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild;
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den letzten Schleier;
Und heiter noch Apollo lacht.

Wie mählich an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Ein Beispiel zu dem dritten Darstellungsmittel,

wo der Dichter seinen Gestalten eine eigenartige Auffassung der Natur leiht, wird uns deutlich in der Faustszene „Waldgespräch“ vorgeführt. Im „Waldgespräch“ hören wir auch einmal Mephisto über die Natur reden. Es ist charakteristisch, wie der Teufel den Herbst liebt und es ihm nur leid tut, wenn der Frühling nicht hundertmal mehr grünes Laub hervorbringt, damit er voller Bosheit sich noch mehr an dem Sterben der Natur freuen kann; wir sehen aus dieser Darstellung Mephistos, wie die Natur aussehen müßte, damit sie ihm gefiele:

Hörst du im Wald des Herbstes Räuberpfiff,
Mein Freund, und hörst du rauschen seinen Griff?
O schade, daß der Lenz nicht hundertmal
Mehr grünes Laub getrieben hat im Tal,
Auf daß der Herbst mit hundertfacher Beute
Hinsausend jetzo mir das Herz erfreute.

Wir entnehmen aus diesem Beispiele, wie der Dichter in seiner poetischen Darstellung die teuflische Stimmung geradezu in die Natur selbst hineinlegt. Des Herbstes Räuberpfiff ist trefflich dieser Stimmung angepaßt. Auch das Herannahen des Winters freut Mephisto, weil die Menschen dann tüchtig frieren müssen:

Denn weh zumal tut Menschen das Verlieren,
Und nach der Sommerlust ihr erstes Frieren.

Im weiteren des Gespräches mit Faust sagt er demselben, daß der Sommer erst schön für ihn ist, wenn der Hagel auf die Frühlingslandschaft niedersaust, und die Natur dem undankbaren Menschen

zeigt, daß sie es wohl weiß, daß dieser sie nicht verstehen will. Auch hier ist die Naturszenerie vollkommen im Einklang mit der mürrischen Stimmung des Teufels:

Da seh' ich gern, wenn Herbst mit Sturmgeblase
Das Laub den Menschen wegführt vor der Nase;
Und lieber noch, wenn schon der Sommer barsch
Der grünen Hoffnung auf der Flur
In Hagelwettern trommelt einen Marsch,
Daß sie sich trollt bis auf die letzte Spur.
Mir ist's ein Anblick immer zum Entzücken,
Wenn die Natur dem Menschen kehrt den Rücken,
Dem undankbaren, feigen und stupiden,
Der sie verkannt, verraten und gemieden.

In der Szene „Der Sturm“ befinden sich Faust und Mephisto auf dem Verdecke eines Schiffes, mit welchem sie eine Meerreise unternehmen. Das Schifflein jagt dahin im weiten Meere; es ist vor den Winden auf der Flucht, gleich der Leidenschaft, die nie Ruhe findet. Prachtvoll ist dann der Sehnsuchtsgedanke Fausts aus seiner Seelenstimmung mit der Natur verbunden, denn er trägt seine Stimmung in die Natur, die zwar nicht in eine Stimmung der Sehnsucht getaucht wird, deren Charakter aber das Gepräge erhält, als ob auch sie Sehnsucht quälte:

Mir ist das Meer vertrauter als das Land;
Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele,
Was dort ich leise, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle

Nach einem Glücke! das sie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth
Kann sich in Ruhe nirgendwo verschanzen,
Stets in den Sturm der Sehnsucht fortgerissen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinsternissen,
Muß meine Asche um die Sonne tanzen.

In einer Reihe anderer Fälle wird uns gezeigt, wie eine in der Natur vorhandene Wirkungstendenz spurlos an einem Menschen abgleitet. In der Szene „Der Morgengang“ erblicken wir Faust inmitten einer Berglandschaft. Die Morgensonne gießt ihre Strahlen über die Fluren und beleuchtet einen Bergesgipfel, zu welchem Faust wandert um seinen Zweifeln und den Talesnebeln zu entrinnen; aber nirgends wird ihm die Erkenntnis, nach der er strebt. Sein unberechtigtes Grollen soll ihm durch die Freude an der schönen Natur vertrieben werden. Die Sonne, die Lerche, die Alpenflora, das Schneegebirge und die Bergeslüfte — das alles soll auf seinen kranken Geist einwirken und sein Herz erquicken. Aus jener erhabenen Stimmung soll in die Seele Fausts, die ja bis jetzt nur von Hader und Groll erfüllt ist, der Friede dringen. Der Dichter will ihn darauf hinweisen, daß allein diese Erde sein Glück bedeutet und seine Forderung: das Geheimnis der Entstehung jener Naturdinge zu entschleiern, unberechtigt und fruchtlos ist. Faust fühlt aber nichts von der Naturpracht und Morgenstimmung. Dagegen treibt es ihn, das Rätsel der entstandenen Natur zu lösen; doch vergebens bricht

er die Blumen, zerschmettert Steine an Felsen — des Forschens Drang bleibt unbefriedigt. Äußerst stimmungsvoll schildert dann der Dichter, wie Kirchengesang und ferne Glockentöne zu dem Berge emporsteigen und Faust in die Seele dringen wie ein letzter Notschrei.

Eine gleichartige Auffassung der Natur, wo Faust ebenfalls deren Stimmung nicht fühlt, kommt auch zur ausdrucksvollen Geltung in der Faustszene „Der nächtliche Zug". Faust ist verfolgt durch die Qualen, die ihm sein ungebändigtes Leben verursacht. Er reitet durch die von Düften erfüllte Natur. Die blütentrunkenen Lüfte, die Nachtigallen, all das Schöne in der Natur ist durchglüht von wonnigen Frühlingsschauern. Nur Faust reitet einsam in düstere Gedanken versunken und merkt nichts von der Wonne.

Tiefnacht; doch weht ein süßes Frühlingsbangen
Im Wald, ein warmes, seelenvolles Rauschen,
Die blütentrunknen Lüfte schwinden, schwellen,
Und hörbar rieseln alle Lebensquellen.
O Nachtigal, du teure, rufe, singe!
Du willst des Frühlings flüchtige Gestalten
Auch nachts in Lieb und Sehnsucht wach erhalten,
Daß sie, solang die holden Stunden säumen,
Vom Glücke nichts verschlafen und verträumen.
Faust aber reitet fürder durch die Nacht,
Und hat im düstern Unmut nimmer Acht
Der wunderbar bewegten Frühlingsstimmen.

Ein ähnliches Beispiel finden wir in der Faust-

szene „Abendgang“. Es ist hier wieder Faust, der mit seinen Greueltaten belastet, als Mörder in diesem Frieden umhergeht. Die vor ihm ausgebreitete Szenerie ist in den lieblichsten und zartesten Farben geschildert. Die lichte Wolkenpracht freut sich über die schöne Frühlingserde und hält still, diese zu beschauen. Eine Lämmerherde steht selbstvergessen am Bergeshang; der Abend neigt sich über das Ganze und hüllt alles in traumverlorene Pracht.

Doch unerfreut von Gotteslenzgeschenken
Irrt Faust umher durch Felsen, Wies' und Hain,
Von der Natur geächtet und allein
Mit seines Mordes bittrem Angedenken.
Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
Hat sich ihm abgewendet und verschlossen.

Wenden wir uns nun zu dem dramatischen Gedicht „Don Juan“, so ist am Schlusse dieses Gedichtes der Trauer Don Juans um seine verlorene Lebensfreude Ausdruck gegeben:

Stoß an! Der wiedergrüne Wald soll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!
Sie sollen leben, lieben und genießen!
Mir aber wird kein frisches Grün mehr sprießen.

In dem „Schmetterling“ aus dem Gedichtzyklus „Gestalten“ wird ein Schmetterling geschildert der verführt durch die glatten, langestreckten Meereswogen diese für Wiesen hält, schöner als die

heimatlichen. Kühn geworden, durch das lockende Trugbild angezogen, wagt er sich zu weit hinaus und kämpft jetzt widerstandslos gegen den bösen Wind, der ihn erbarmungslos fortnimmt, bis er im aufreibenden Kampfe gegen die gewaltigen Naturkräfte unterliegt. Hier haben wir es nun zu tun mit der vierten Art der Darstellung, wo die Natur ein besonderes Gepräge erhält, um den Charakter einer bestimmten Gestalt symbolisch wiederzugeben. Diese ist hier Faust, und der Dichter stellt die Parallele auf, daß in dem nutzlosen Kampf von übergewaltigen Mächten und dem Menschen der letztere, also Faust, unterliegen müsse:

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches,
Der arme Schmetterling bist du.
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Anschließend an dieses Beispiel lassen wir im „Jugendfreund" in der Dichtung „Faust" diesen selbst reden. Er will von dem, was die Menschen hier auf Erden Glück nennen, nichts wissen, sein Herz ist versöhnungsscheu. Er führt Isenburg, seinem Jugendfreunde aus, daß ein frommes Weib für ihn nicht passe und stellt dieses symbolisch dar, indem er sagt:

Wenn du das helle, farbenfrohe
Röslein hinpfropfest in den Eichenspalt,
So wird es von der schwarzen Lohe
Des Baumes schwarz und mißgestalt.

Aus der Dichtung „Savonarola" finden wir in

„Weihnacht“ eine Darstellung des Dornenstrauches als Symbol; der Dichter hat diesen gewählt im Hinblick auf die Dornenkrone Christi. Die Gestalt des ewigen Juden Ahasver wird mit dem Dornenstrauch in Verbindung gebracht; er muß nach „seines Fluches altem Brauche“ alljährlich von diesem seinen Wanderstab brechen. Der Strauch ist Symbol, indem das Finsterkalte in ihm mit Ahasvers Seelenhärte gleichgestellt ist.

Wir können mit einigen, weiteren Proben symbolischer Darstellung unseren Abschnitt beenden und daraus ersehen, welche tiefpoetische Stimmung Lenau jenen zu geben weiß. Im „Abschied“ weilt Faust, wie wir aus einem früheren Beispiele wissen, am Grabe seiner Mutter und streut ihr zur letzten Ehrung seine Reue als Grabesrosen auf ihre Ruhestätte:

Und daß ich dir die Reue
Als Grabesrose streue.

Aus der Abteilung „Weihnacht“ im Savonarola entnehmen wir noch eine der schönsten Stellen. Der Dichter Lenau will Girolamo ein Denkmal setzen der großen Liebe wegen, die von ihm auf seine Mitmenschen ausstrahlte. Der Dichter kleidet seine Gedanken in eine Predigt, welche dem Priester in den Mund gelegt wird. Die Güte, das Heimweh nach Friede wird dem Leser vorgeführt. In der Nacht fühlen wir uns erquickt und beruhigt und religiöse Sehnsucht und Glaube können ungestört sich entfalten; hier ist also die Zeit, wo

Mitleid und Güte walten. Durch die symbolische Beziehung wird der Eindruck der Naturobjekte in glücklichster Weise gehoben.

Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille, kühle Nacht,
Wenn über die versengte Blüte
Mit seinem Tau der Himmel wacht.
Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Tal voll Schmerz und Streit.

VI. Abschnitt.

Die Natur und Lenaus Poesie.

Wir wollen nun nach Beendigung unserer Analyse einen kurzen Rückblick über ihre Resultate geben. Wir sahen, daß Lenau in höchstem Maße die Gabe besaß, die Natur für seine Dichtungen zu verwerten. Gerade diese Verwertung der Natur, die wir bei Goethe und Heine, bei Möricke und Annette v. Droste-Hülshoff so sehr bewundern, ist auch bei Lenau ein besonderes Merkmal seiner ganzen Poesie. Aber es gibt in dieser Beziehung starke Unterschiede zwischen den genannten Dichtern. Was bei Goethe und Möricke in ihrer Naturschilderung so sehr hervortritt, ist das Lebendige und Frische, der tiefe Gehalt der Stimmungsbilder, die uns aber immer eine gesunde Lebenswärme bringen; Freud und Leid wechseln wie das in der Wirklichkeit der Fall ist, je nach der jeweiligen Stimmung der Dichter auch da ab, wo sie für ihre dichterischen Darstellungen die Natur in Anspruch nehmen. Annette von Droste-Hülshoff unterscheidet sich von den andern durch ihre realistischen Naturdarstellungen, die uns bisweilen weniger anmuten, mitunter uns gesucht vorkommen, aber

doch oft tiefe und wahrhaft empfundene Naturstimmung einschließen. Auf Heine kommen wir später noch mit einigen Worten zurück. Lenau nun steht in der Naturschilderung ganz für sich, und wenn wir auch gelegentlich für einzelne Züge auf ähnliches bei Annette v. Droste-Hülshoff hinwiesen, so handelt es sich dabei doch eben nur um Einzelheiten. — Aus unserem ersten Abschnitte, dem Wahrnehmungsbilde, erfuhren wir, wie Lenau Tautropfen oder sogar den Mondesstrahl auf das Wasser fallen hört, und wir ersehen aus diesem Beispiele, wie Lenaus Vorliebe für Gehöreindrücke, manchmal sogar in phantastischer Weise, sich kennzeichnet. Der Wind oder Sturm, das Rauschen von Bäumen und Bächen, Donnerhallen usw. spielen in dem Wahrnehmungsbilde die wichtigste Rolle. In fast jedem Lenauschen Gedichte werden diese akustischen Eindrücke hervorgehoben. Dazu gesellt sich dann freilich auch der optische Eindruck einer Landschaft, und Lenau liebt es, besonders die Lichteffekte hervorzuheben; er zeigt uns die Landschaft häufig von der Sonne beschienen oder vom Monde beleuchtet oder dergleichen, aber die feinen Einzelheiten des sichtbaren Bildes treten bei weitem nicht so scharf hervor, wie das etwa bei der Droste-Hülshoff der Fall ist. Wir erwähnten im Anfang des ersten Abschnittes schon, wie die direkte Anschauung bei Lenau durch seine reiche Phantasie mehr in den Hintergrund tritt und somit die dichterischen Darstellungen seiner Seheindrücke

sich fast immer zu einer ausgeprägten Beseelung gestalten. In unserem Abschnitte über Beseelung haben wir dann gezeigt, daß den Nuturdingen ein menschenähnlicher innerer Zustand oder ein menschliches Handeln beigelegt wird. Die erste Form, die wir eine einfache Beseelung nennen, haben wir in vielen Beispielen vorgeführt (Lauschen des Baumes, Träumen des Tales usw.); auch die zweite Art der Beseelung, die durch eine Handlung zum Ausdruck gebracht wird und die wir gesteigerte Beseelung nennen, zeigt uns Lenau in zahlreichen Beispielen: wie etwa der Mond Rosen flicht, die Wellen fortfliehen und übereinander herspringen usw. Ferner bemerkten wir, daß die Beseelung noch eine ausgeprägtere Form annehmen kann, indem die Naturdinge zu Persönlichkeiten werden, ausgerüstet mit allen Merkmalen solcher; wir nannten diese Art der Beseelung eine Personifizierung. Lenau hat eine große Vorliebe dafür, fast alle Naturdinge, sei es auch welcher Art sie sind, zu beseelen; vor allem aber müssen wir die Fälle hervorheben, wo die Beseelung eine gesteigerte Form annimmt, weil diese Art der Beseelung in seinen Naturschilderungen am häufigsten sich findet. Weiterhin haben wir gesehen, wie Lenaus Naturschilderungen gefärbt sind durch seine Stimmung; überall weht ein Hauch der Schwermut. Durch seine wahrhaft empfundene Melancholie steht Lenaus Naturpoesie ganz für sich. Was Heine bieten wollte und doch nicht mit überzeugender

Wahrheit bieten konnte, das finden wir bei Lenau in seinen tiefen Naturstimmungen als ein echtes unmittelbares Erlebnis; immer wieder sucht seine reiche Phantasie ihre Geburtsstätte in seiner träumerischen Melancholie auf und empfängt von ihr neue Nährkraft. Darum ist es begreiflich, daß wir in der ganzen Literatur wohl kaum eine solch reiche Ernte trauerumflorte Naturpoesie in so ergreifender Darstellung finden, wie bei dem tiefsinnigen Dichter Lenau. In seinem Gedichte „An die Melancholie“ gibt er uns offen das Geständnis, was diese für ihn war. Dazu kommt noch etwas anderes. Wenn Lenau vor der Welt in die Natur flüchtete, so verkettete sich mit jenem tiefgefühlten Schmerz die Sehnsucht nach einem jenseitigen Leben, und er nimmt für den Ausdruck dieser Sehnsucht immer wieder die Natur in Anspruch. Aus der fast beständigen Herrschaft der Melancholie in seine Seele ergibt sich eine wichtige Eigentümlichkeit seiner Naturschilderungen, nämlich, daß er fast alle Naturdinge in diese Stimmung hineintaucht. Ferner geht aus dem oben Besagten das hervor, was in Lenaus Gedichten das Charakteristischste ist. Es ist infolge seines steten Suchens nach Erkenntnis fast jedes Gedicht mit Reflexionsvergleichen ausgestattet oder endet in irgend einer Reflexion. In dunkler Einsamkeit des erhabenen Urwaldes sucht er nach den Geheimnissen des Lebens und des Todes und auf dem stillen, unabsehbaren Meere richtet er die Frage an die Tiefe:

Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still?

Dieses Zitat stammt aus einem der schönsten Gedichte Lenaus aus „Meeresstille“. Wie der Dichter seine Seele durchgründet, ihre tiefsten Geheimnisse mit denen der Natur verknüpft und mit Hilfe seiner grüblerischen Gedanken Leben und Tod betrachtet, das ist es, was uns aus Meeresstille als vom Dichter wirklich gefühlte Seelenstimmung wahrhaft entgegenstrahlt:

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

Losgelöst von seinen individnellen Erlebnissen und dem in seinen Gedichten zu oft sich wiederholenden Schmerz und Trauergefühlen läßt der Dichter auch noch die Natur und zwar nur als solche in der Form einer Stimmung vor unserer Seele erscheinen. Solche dichterischen Naturdarstellungen, in denen er Friede, Einsamkeit, das Vergängliche und dergleichen zum Ausdruck bringt, haben wir in dem Abschnitte über „Reine Naturstimmung“ in vielen Proben kennen gelernt. — Lebendig vor Augen geführt sind die verschiedenen Gestalten aus Lenaus größeren Dichtungen. Die Natur spielt in diesen Dichtungen, abgesehen von Klara Hebert und Faust, keine große Rolle, wo sie aber verwendet wird, steht sie immer im engsten Zusammenhang mit den auftretenden Personen, sei

es nun als Schauplatz oder als Ausdrucksmittel für ihre Stimmung. Wir müssen hier aber hervorheben, daß solche Fälle, wo die Naturstimmung dem Gemütszustand der auftretenden Persönlichkeit angepaßt ist, weit zahlreicher sind, als die, wo die Naturstimmung einen Kontrast bildet mit der Seelenstimmung der sich in jener Natur bewegenden Persönlichkeit.

Wir haben nun die wichtigsten Punkte aus Lenaus Naturschilderungen einer Betrachtung unterzogen und wir sehen daraus, daß die Natur in Lenaus Poesie das wichtigste Mittel ist, Stimmungen zum Ausdruck zu bringen. Lenau gelingt es, mit ihrer Hilfe die feinsten Abstufungen von Seelenstimmungen — im Hinblick auf Allgemeines — auf rein Individuelles, auf bestimmte von ihm gewählte Gestalten in prägnanter Form wiederzugeben. Wir haben gerade hinsichtlich dieser Verwertung der Natur in Lenaus Poesie auch in diesem Rückblick auf ein Beispiel seiner lyrischen Gedichte (Meeresstille) hingewiesen. Wir mußten das deswegen tun, um nochmals ausdrücklich hervorzuheben, wie die individuellen Seelenstimmungen des Dichters es ganz besonders sind, welche mit Hilfe der Natur zu einer dichterischen Darstellung geschaffen werden und diese die wichtigsten in Lenaus Poesie sind. Von den größeren Dichtungen sei hier noch einmal der „Faust“ erwähnt, der unstreitig in diesem lyrisch-epischen Teil seiner Poesie den ersten Platz einnimmt. Die vielen

Schönheiten, die Fülle von tiefsinnigen Gedanken, die wechselnden Situationen sind mit der reichhaltigen Naturschilderung die Kennzeichen von Lenaus Genialität, die er in seiner Faustdichtung hinterlassen hat. Deshalb ist es um so mehr zu bedauern, daß diese herrliche Dichtung in unseren Literaturgeschichten eine so geringe Beachtung findet. Die Erlebnisse seines Faust werden uns von dem Dichter in einer Sammlung sich aneinanderreihender Gedichte erzählt. Die einzelnen Teile schließen sich episodenartig an und sind immer wieder von einer neuen, eigenartigen Darstellung, einer packenden Wirkung und einem prägnanten Ausdruck bei Faust und Mephisto. Wir können diesen Faust mit dem Goethe'schen darum nicht vergleichen, weil er, wie gesagt, in der Form eine andere Art Dichtung ist und vor allem, weil Goethes Faust eine Erlösung findet und nicht untergeht, und Lenaus Faust am Ende seiner Schicksale sich ersticht und dadurch unwiderruflich dem Teufel verfällt. Wollen wir Lenau in seinem ewigen Suchen und Grübeln richtig kennen lernen und beurteilen, so dürfen wir gerade an seiner Faustdichtung nicht vorübergehen. Wir erblicken darin die Tiefen seiner Seele als ein Ganzes und erkennen den nach Ausgleichung sich sehnenden Dichter im Faust wieder, der wie Lenau selbst an seiner Qual zu Grunde geht. Eine der packendsten, dem Gebiet der Naturpoesie angehörenden Stellen aus seinem Faust wollen wir hier bei unserer Schlußbetrachtung

noch ganz besonders hervorheben. Fausts Gespräch mit dem Kapitän in der Szene „Der Traum“ beginnt mit einer poetischen Darstellung der untergehenden Sonne auf dem Meere, und der Kapitän sagt:

Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund’,
Als ich die tote Mutter mußte senken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.

Weiter folgt dann eine ergreifende Schilderung in konkreter, anschaulicher Art dargestellt. Für die Naturverwertung ist dieses Beispiel um so charakteristischer, weil es das Vielseitige der Lenau’schen Naturpoesie ganz besonders treffend zeigt. Der Dichter läßt uns das Leben und Treiben der grauenhaften, kalten Ungeheuer, der Meerestiefe, ahnen; aus jener Tiefe winkt als letzter Abschiedsgruß das weiße Leichentuch, und nun wird das Entsetzlichste vom Dichter angedeutet:

Und lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken,
Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon tot, im weiten, fremden Meer,
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.

Faust gibt nun auf die verschiedenen Äußerungen des Kapitäns seine Antwort und wir können aus dieser erkennen, wie Lenau in seinen Mund das alles legt, was in seiner eigenen Seelentiefe immer wieder aufgewühlt wurde. Zugleich entnehmen

wir dem Beispiele, wie das grenzenlose Meer dem unglücklichen Dichter ein Asyl war, das ihm Trost für seinen unheilbaren Schmerz darbot:

Was einst mich freute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, einst gekränkt;
Der Erde ganze Lust hab' ich versenkt
Ins tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule,
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erschaffnen buhle!
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn ferner schnellt Erinnerung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen".

Schlußbemerkung.

Diejenigen meiner werten Leser, welche sich für eine wissenschaftliche Systematisierung der gesamten poetischen Naturschilderung mit ihren Prinzipien an der Hand unserer bedeutendsten Darsteller wie Goethe, Mörike, Lenau, Heine, Annette von Droste-Hülshoff, Stifter etc. interessieren, verweise ich auf mein späterhin erscheinendes Werk: „Die poetische Naturschilderung“.

Lebenslauf.

Ich, Eugen Greven, Holländer, protestantischer Konfession, geboren am 21. Juni 1879, als Sohn des Großkaufmanns Jan Hendrik Greven und seiner Ehegattin Maria Magdalena, geborene Kafka, erhielt meine erste Ausbildung in Amsterdam und besuchte daselbst von 1886—1892 die öffentliche Knabenschule dritter Klasse, genannt „Marnixschool", dann zur Ergänzung die „Höhere Bürgerschule mit dreijährigem Kurs" von 1892—1895. Nach bestandenem Examen kam ich auf die Militärschule in Kampen, um mich der späteren Offizierslaufbahn zu widmen. Diese Anstalt mußte ich leider wegen schwerer, rheumatischer Erkrankung nach 2 Jahren verlassen. Nach fast einjähriger Krankheit wählte ich mir einen neuen Beruf, den der Zahnheilkunde. Meiner Gesundheit wegen ging ich ins Ausland und war zu meiner praktischen Ausbildung nacheinander in Biberach, Dresden, Kronstadt, Davos und Zürich tätig. In letzterer Stadt besuchte ich zur Vervollkommnung meiner Allgemeinbildung das Humboldianum von August 1903 bis April 1904 und erhielt das Reifezeugnis desselben.

Da ich mein Studium mit dem deutschen zahnärztlichen Staatsexamen abschließen wollte, bezog ich im Sommer 1904 die Universität Marburg. Die dortige Immatrikulationskommission prüfte ein-

gehend meine Schulzeugnisse und erteilte mir auf Grund derselben die große Matrikel. So verbrachte ich als ordentlicher Hörer 3 Semester in Marburg, wo ich auch durch Privatunterricht in Deutsch, Geschichte, Mathematik, Physik und Chemie sowie in Latein, Englisch und Französisch mich fortzubilden bestrebt war. Ich trug mich mit der bestimmten Absicht, die deutsche Reifeprüfung vor dem Staatsexamen abzulegen. Ich ließ mich Ende des Sommersemesters 1905 dort exmatrikulieren und wurde in Würzburg Wintersemester 1905/6 immatrikuliert. Mit Eifer betrieb ich hier meine Studien, als mich, dem ersehnten Ende so nahe, der schwerste Schlag traf: meine fast völlige Erblindung im Frühjahr 1906. Zum zweiten Male durch unvorhergesehene Krankheit in meinem Studiengange und damit in meiner Existenzgründung gescheitert, hatte ich nun das Studium der Philologie und Philosophie aufgenommen, und hoffte, mir damit eine Lebensstellung zu verschaffen. Da das Studium für mich, als Blinden, naturgemäß mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft war, so wurde mir auf Grund der vorgelegten Zeugnisse und meiner daraufhin als genügend befundenen Vorbildung die Zulassung zu einer Doktorprüfung auf mein eingereichtes Gesuch vom 3. Juli 1906 an die hohe philosophische Fakultät in einer diesbezüglichen Antwort derselben vom 21. Juli 1906 gestattet. Ich bemühte mich indessen auf das eifrigste, den germanisch-philologischen, aesthetischen

und romanischen Studien gerecht zu werden; für welche Fächer mir die Doktorprüfung — laut oben erwähnten Briefes — von der hohen Fakultät bewilligt worden war. Laut meiner Abgangszeugnisse hörte ich diesbezügliche Vorlesungen bei den Herren Professoren Brenner, Roetteken für germanische Philologie, bei Herrn Professor Schneegans für romanische Philologie und bei Herrn Professor Külpe für Aesthetik und Philosophie. Meine weitere akademische Bildung zu vervollkommnen, hörte ich noch die Vorlesungen über Ethik von Herrn Dr. Scheerer und kunstgeschichtliche Vorlesungen bei Herrn Dr. Pinder. Während dieser Zeit wurde mir von Herrn Professor Dr. Roetteken das Thema: „Die Naturschilderungen in den Dichterwerken von Nikolaus Lenau“ zur Bearbeitung übergeben.

Die mündliche Prüfung fand am 15. Dezember 1908 statt.